This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

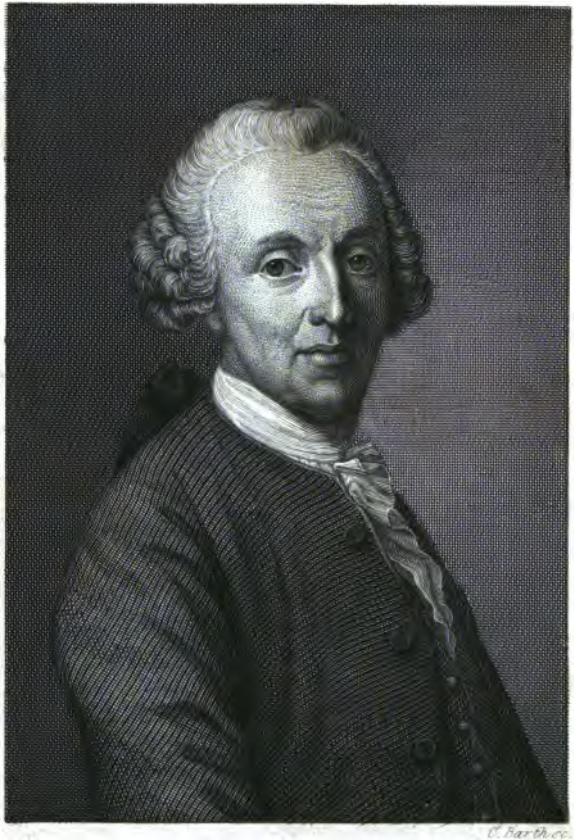
~~UNS. 34 a. 1~~

Vet. Ger. III A. 270

1 . 1 . –

Eliza Hodgson –
Blendon Cottage

24th July – 1849.



CHRISTIAN FURCHTEGOTT GELLERT

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe
in sechs Theilen.

Erster Theil.

Mit Gellerts Bildniss.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
und
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1840.

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
31 JUL 1953
UNIVERSITY OF OXFORD

Inhalt.

Seite

Zueignung der Ausgabe sämmtlicher Schriften vom Jahre 1769 1

Vorbericht zur Ausgabe vom Jahre 1769 . . 3

Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln 5

Vorrede zum zweyten Theile der Fabeln und Erzählungen 34

Fabeln und Erzählungen. Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche 39
Der Zeisig 41
Der Tanzbär 42
Die Geschichte von dem Hute 43
Der Greis 46
Das Füllen 47
Chloris 49

Seite

Der Kranke 51
Der Fuchs und die Elster 53
Das Land der Hinkenden 55
Inkle und Yariko 56
Der Kukuk 59
Das Gespenst 60
Der Selbstmord 62
Die Betschwester 63
Der Blinde und der Lahme 66
*Der Hund 67
Der Proceß 70
Der Bettler 73
*Das Pferd und die Bremse 74
Die Reise 75
Das Testament 77
*Damötas und Phyllis 80
Die Widersprecherinn 82
*Das Heupferd, oder der Grashüpfer 85
Semnon und das Orakel 85
Das Kartenhaus 88
Die zärtliche Frau 89
Der zärtliche Mann 91
Die Spinne 93
*Die Biene und die Henne 94
Der süße Traum 96
Der Reisende 98
Der erhörte Liebhaber 99
Der glücklich gewordene Ehemann 103
Der gütige Besuch 104
Der Arme und der Reiche 105
Damokles 106

Seite

Die beiden Hunde 107
Selinde 109
Der Schatz 112
Monime 113
Der unsterbliche Autor 115
Der grüne Esel 116
Der baronisirte Bürger 118
Der arme Schiffer 119
Das Schicksal 121
Lisette 123
Die Verschwiegenheit 125
Die junge Ente 127
Die kranke Frau 129
Der gute Rath 133
Die beiden Mädchen 134
Der Maler 135

Zweytes Buch.

Die beiden Schwalben 137
Das Unglück der Weiber 138
Der sterbende Vater 141
Der junge Dreschер 142
Die glückliche Ehe 145
Die beiden Wächter 147
Das Kutschpferd 148
Die Fliege 149
Der arme Greis 151
Calliste 153
Der Affe 156
Der Bauer und sein Sohn 157
Der glückliche Dichter 159

Seite

Die Mißgeburt 160
Die Ente 163
Till 164
Cleant 165
Der Wucherer 166
Der Tod der Fliege und der Mücke 167
Amynt 168
Herodes und Herodias 170
Der Freygeist 174
Das Vermächtniß 177
Die Gutthat 177
Der Candidat 178
Die schlauen Mädchen 179
Epictet 181
Elpin 182
Das Hospital 183
Der betrübte Wittwer 186
Der Tartarfürst 187
Der junge Prinz 189
Das neue Ehepaar 189
Der Jüngling 194
Eraft 196
Das Pferd und der Esel 197
Cotill 198
Der beherzte Entschluß 199
Der junge Gelehrte 200
Das junge Mädchen 201
Die beiden Knaben 202
Die Bauern und der Amtmann 204
Der Freyer 206
Emil 207

Seite

Der Knabe 207
Der Lügner 208
Die Frau und der Geist 209
Philinde 211
Alceſt 212
Der wunderbare Traum 214
Der Polyhiſtor 216
Die Nachtigall und der Kukuk 217

Drittes Buch.

Der Informator 219
Elmire und Selinde 221
Hanns Nord 223
Der alte Dichter und der junge Criticus 225
Alceſt 226
Der gehoffte Ruhm 228
Der Freundſchaftsdienſt 230
Der großmüthige Räuber 231
Dorant 232
Der Arme und das Glück 233
Der Schwätzer 234
Der ungerathne Sohn 234
Die beiden Schwarzen 236
Der fromme General 237
Rhynfolt und Lucia 239
*Der Schäfer und die Sirene 244
*Die Bienen 245
Der Held und der Reutknecht 246
*Die Lerche und die Nachtigall 247
*Der Knabe und die Mücken 248
*Die Wachtel und der Hänfling 250

Seite

Der Hochzeittag 251
*Die Elster und der Sperling 253
Der Geheimnißvolle 255
*Die Lerche 256
*Die beiden Wanderer 257
*Das Glück und die Liebe 259
*Der Affe 262
Die Wittwe. Ein Mährchen 263
*Der junge Krebs und die Seemuschel 267
*Das Kind mit der Scheere 268
*Die Affen und die Bären 270
*Der Leichtsinn 272
Der reiche Geizhals 272
Das Testament 274
Crispin und Crispine 276
Der Jüngling und der Greis 279

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes.

Die Lerche 283
Der Schäfer und die Sirene 294
Der Sperling und die Taube 307

Moralische Gedichte.

Der Menschenfreund 319
Reichthum und Ehre 326
Der Christ 336

Seite

Der Stolz 349
Die Freundschaft 358
Der Ruhm 362

Vermischte Gedichte.

An den Herrn Grafen Hanns Moritz von Brühl; bey seinem vierzehnten Geburtstage 367
An Herrn Johann Andreas Cramer; bey seiner Verbindung 369
Auf Herrn Willens Tod 372
†An Se. Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Sachsen . 374

Geistliche Oden und Lieder.

Vorrede 377
Bitten 385
Danklied 386
Das Gebet 388
Die Ehre Gottes aus der Natur 392
Prüfung am Abend 393
Gelassenheit 395
Die Wachsamkeit 397
Wider den Uebermuth 400
Beständige Erinnerung des Todes 401
Osterlied 403
Der Kampf der Tugend 405
Die Güte Gottes 408
Das natürliche Verderben des Menschen 410
Der Weg des Frommen 414
Passionslied 415
Der thätige Glaube 419
Warnung vor der Wollust 420

	Seite
Morgengesang	424
Von der Quelle der guten Werke	425
Preis des Schöpfers	428
Troſt der Erlöſung	430
Lied am Geburtstage	433
Vom Worte Gottes	434
Weihnachtslied	436
Geduld	438
Gottes Macht und Vorſehung	440
Die Liebe des Nächſten	443
Abendlied	446
Auf die Himmelfahrt des Erlöſers	447
Am Communiontage	449
Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande	451
Vom Tode	452
Wider den Aufſchub der Bekehrung	454
Bußlied	457
Die Liebe der Feinde	458
Demuth	460
Weihnachtslied	462
Das Glück eines guten Gewiſſens	463
Verſicherung der Gnade Gottes	466
Ermunterung die Schrift zu leſen	467
Abendlied	468
Paſſionslied	470
In Krankheit	473
Oſterlied	475
Vertrauen auf Gottes Vorſehung	478
Wider den Geiz	479
Allgemeines Gebet	482
Troſt eines ſchwermüthigen Chriſten	484

Seite

Osterlied 487
Betrachtung des Todes 489
Um Ergebung in den göttlichen Willen 491
Am neuen Jahre 493
Der Schutz der Kirche 494
Trost des ewigen Lebens 496
† Auf das neue Jahr 1759 499

Die Ausgabe der sämmtlichen Schriften vom J. 1769, welche bei der gegenwärtigen zu Grunde gelegt worden ist, unterscheidet sich in dem Text der Fabeln und Erzählungen von den ersten Ausgaben nur durch wenige, unerhebliche Abweichungen. Das erste Buch erschien zuerst unter dem Titel Fabeln und Erzählungen von C. F. Gellert im J. 1746, das zweite als Zweyter Theil derselben im J. 1748, die ersten funfzehn Stücke des dritten in den Lehrgedichten und Erzählungen 1754, die folgenden nebst den Beurtheilungen ꝛc. in dem ersten Theile der Sammlung vermischter Schriften 1756. — Mit einem * sind in dem Inhaltsverzeichniß diejenigen Stücke bezeichnet worden, welche ursprünglich in den Belustigungen des Verstandes und Witzes (1741—1744) standen, dann von Gellert umgearbeitet wurden. Die beiden mit † bezeichneten Gedichte sind zuerst in die Ausgabe vom J. 1839 aufgenommen worden.

An

Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit

zu Sachsen.

Durchlauchtigster Churfürst,
Gnädigster Herr,

Wenn andre Schriftsteller, bey ihren Zueignungsschriften an die Fürsten, oft wegen der Wahl ihres Innhalts ungewiß seyn müssen: so kann ich denselben bey der meinigen nicht einen Augenblick verkennen. Ich darf ihn nicht erst durch Scharfsinn aufsuchen; die Pflicht und mein Herz giebt mir ihn selbst ein. „Danke deinem Fürsten öffentlich und ehrerbietigst für die besondern Merkmale seiner Gnade, deren er dich gewürdiget hat!" so ruft mir mein Herz zu. Und welche Pflicht fordert weniger Kunst und Beredsamkeit, als die Pflicht eines dankbaren Unterthans gegen seinen großmüthigen und ihm theuersten Fürsten?

Ew. Churfürstl. Durchl. haben mich nicht allein mit schätzbaren Denkmalen Dero Gnade beehret, die für meinen Fleiß eine tägliche Ermunterung sind; sondern Sie haben auch, aus eigner hohen Bewegniß, von dem ersten Anfange Dero preiswürdigsten Regierung an, für meine Ruhe, ja noch unlängst für die Befestigung meiner schwachen Gesundheit, — Gott schenke Ihnen dafür die Gesundheit, die mir mangelt! — eine so ausnehmende Sorgfalt getragen, als wohl noch kein Fürst für

einen kranken Lehrer auf seinen Akademien bezeigt hat. Für alle diese Wohlthaten danke ich Ihnen, Großmüthiger und Wohlthätiger Fürst, öffentlich, vor aller Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht und Liebe.

Aber höher, als alle diese Wohlthaten, so groß sie auch für mich sind, schätze ich das Vertrauen, das Ew. Churfürstl. Durchl. seit einigen Jahren bewogen hat, mir einige unvollkommene moralische Manuscripte abzufordern, um Sich, (erlauben Sie gnädigst, daß ich der Welt Dero eignen Worte, die für einen jungen Fürsten mehr als die beredtesten Lobsprüche sind, sagen darf,) um Sich daraus zu belehren. Für dieses Glück, das mir den Trost giebt, nicht ganz umsonst gelebt zu haben, danke ich Ihnen, Würdigster Fürst und Herr, öffentlich, vor aller Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht, Bewunderung und ewiger Liebe; und bitte Gott, daß er Sie ein Beyspiel der Weisheit, Tugend und Glückseligkeit unter den Fürsten seyn lasse, und Sie und Dero würdigste Gemahlinn mit einem langen und dem zufriedensten Leben, nach dem Wunsche und zur Wohlfahrt aller treuen Sachsen, beglücken und segnen wolle. Mit diesen Gesinnungen der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und Liebe überreiche ich Ihnen in tiefster Unterthänigkeit die Sammlung meiner geringen Schriften, und verharre bis an das Ende meines Lebens

Ew. Churfürstl. Durchl.

Leipzig,
den 16. April,
1769.

unterthänigster treugehorsamster
Christian Fürchtegott Gellert.

Vorbericht

zur Auflage meiner Schriften vom Jahre 1769.

Da ich bey der neuen Auflage meiner Schriften, welche die Herren Verleger für nöthig befunden, aus Mangel der Gesundheit und der Kräfte nicht im Stande gewesen bin, denselben die Verbesserungen zu geben, die ich wohl gewünschet: so würde ich einen guten Theil dieser meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieses Recht darüber zustünde. Ich muß sie also dem Publico so überlassen, wie es sie zeither mit seinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß so wohl ihre Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner ersten Aufsätze, wenn das Uebrige nützlich ist, leicht ferner Nachsicht erhalten werden. Nur in den Lustspielen, die bey der Vorstellung am ersten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen; und kein Autor kann in Absicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geschmacks zu vorsichtig und strenge seyn. Außerdem hat diese neue Ausgabe nunmehr den Vortheil, daß sie von den sehr häufigen Druckfehlern der vorigen Auflagen durch den Dienst meines Freundes, des Herrn Kreissteuereinnehmer Weiße, und meines

Amanuenſis, des Herrn Gödick, ſorgfältig iſt gereiniget worden; ein Dienſt, für den ich beiden hier laut danken muß. Ferner hat dieſe Ausgabe in fünf kleinen Bänden auch die Bequemlichkeit, daß diejenigen Schriften, die zu Einer Claſſe gehören, oder einander doch nicht entgegen ſtehen, jedesmal in Einen Band ſind geſtellet worden. Der letzte hat drey neue Zuſätze bekommen; die aber für die vorigen Ausgaben auch bereits einzeln abgedruckt werden.

Wenn endlich dieſes oder jenes meiner Werke zur Ausbreitung der Weisheit und Tugend unter den Menſchen bisher beförderlich geweſen iſt, und künftig noch ſeyn ſollte; welche Freude für mich, die ich um das Glück und den Beyfall der ganzen Erde nicht hingäbe! und welchen demüthigen Dank bin ich ſo Glücklicher, und doch Unwürdiger, dem Geber aller guten Gaben ewig dafür ſchuldig! Leipzig, im Aprilmonate, 1769.

C. F. Gellert.

Nachricht und Exempel

von

alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, sind, meiner Meynung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unsrer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bey allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die älteste Spur des menschlichen Witzes. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen; und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bey diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bey ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden Ur-

ſache haben, von meiner Dienſtfertigkeit nicht zum Beſten zu urtheilen, wenn ich dieſes erſt erweiſen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Luſt haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre ſuchen, ſeine Beleſenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äſopiſche Witz, den das den Wiſſenſchaften günſtige Deutſchland itzt liebt, ward von den Deutſchen ſchon hochgeſchätzet, ehe ſie die Wiſſenſchaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe ſie die Regeln der Kunſt wußten. Dieſes beweiſen unter andern die ſehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Profeſſor der Philoſophie zu Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Diſputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuſcripte geliefert, und mit einigen kritiſchen und moraliſchen Anmerkungen verſehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben *). Es iſt nach den Umſtänden, die Herr Scherz angiebt **), ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Ungenannte zu Kaiſer Friedrichs II. Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch ſonſt keine Merkmale hätten: ſo würden uns doch die Beſchaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren ſich dieſer Dichter bedienet, ſchon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbaroſſä gelebet haben könnte. Damals war die deutſche Poeſie nicht allein an den Höfen ſehr gelitten, ſondern auch ſelbſt eine Beſchäfftigung der Fürſten

*) Eben dieſe Fabeln hat man in einem papiernen Manuſcripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geiſtvoller Schriften. VII. St. 48. S.

**) S. *Scherzii* Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimen primum.

und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen La Fontaine geschicket, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortrefflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante; er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Stralen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet, dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedne, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man

vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck, und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von solchen Wörtern, wenn sie auch heute zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr, oder weniger, zu bedeuten angefangen haben, und daß also oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder sonst nicht zulänglich ausgedrückt zu seyn scheint, dennoch kräftig, poetisch und richtig, gegeben seyn kann. Wer sich in alle diese Umstände setzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmuth im Lesen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen.

Der Leser mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Rechte gelobet habe. Das erste Exempel soll die Fabel von dem Löwen und der Maus seyn. Ich will mir die Freiheit nehmen, und Commata und Punkte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe sich erging
In eim walde, da er fing
Ein musz, die wolt er getöttet han.
Sie sprach: Herr louwe, lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erslagen?
Des er gewalt hat, wan er wil,
Ist Im das ein ere? das ist nit vil.
Was grosser Künheit mag das gesin,
Ob ein louwe ein muselin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geschaden mag, und nit tut we.

Lossent ir mich Herr genesen!
Ich mag uch wol nuz wesen,
Und mag uch keinen schaden tun,
Noch minder dann ein arn *) ein hun.
Der louwe liesz sin zurnen sin,
Und liesz gon das muselin,
Des wart es innerlichen fro.
Ich will es uch dancken, sprach es do.
Nu wart es nit lange gespart,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was stark.
Er hett geben dusent Marg,
Das er daruss wer gewesen,
Er wonde sicher, nit genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die musz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie sprach: Got grusz uch, herr myn,
Was klagent ir? was ist uwer not?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der musz.
Sie sprach: Herr ir koment wol usz;
Ich hilff, das ir blibent by dem leben,
Wann **) Ir hant mir das myn geben.
Was sol ich uch nu me sagen?
Die musz geriet ***) das garn nagen
Und mit den zenen bissen
Und ouch garn zerrissen
Einzwey, da wart das loch grosz:
Den louwen das nit verdrosz.

*) ar, Adler. **) Weil. ***) fieng an.

Vil balde er sich dannen macht:
Der muse det er acht *),
Frundlich er Ir dancken began.
Sie sprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent, wie der gewalt sy,
Dem miltikeit nit wonet by.
Gewalt erbermde **) sol han;
An gewalt sol tugent stan.
Der gross den myndern sol vertragen,
Nutze mag er sin, der nit mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas sehr angenehmes bey sich. Man sieht nichts gekünsteltes, und auch nichts frostiges. Er ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel müßiges sagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, ist so kräftig, und schicket sich zu den gegenwärtigen Umständen so gut, daß man nicht sieht, was sie bessers hätte sagen sollen. „Herr Löwe laßt mich gehn! Was mag wohl ein König für „Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erschlägt? Daß er Gewalt „hat, wenn er will, ist ihm das eine Ehre? Mag das wohl eine „große Kühnheit seyn, wenn ein Löwe eine Maus erschlägt? „Der hat mehr Ehre, der schaden kann, und es doch nicht „thut."

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateinischen Anonymus in eben dieser Fabel

*) Er bezeigte der Maus Hochachtung. **) Erbarmung.

anſtellet, und welche ſich vermuthlich auf die Vorſtellungen beziehen ſollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatiſche Rede des Löwen, dieſe künſtliche Wiederholung der Worte in Gegenſätzen, iſt von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutſche ſeine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner dieſe alte Fabel gegen eine, die in unſerm Jahrhunderte aufgeſetzet iſt, und ſehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beſchämet?

In Riebrers Fabeln Aeſopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen ſind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen alſo erzählet:

Ein Löw, müd von der Hitz und Lauffen,
Legt ſich im Schatten in das Grün.
Indem er ſchläft, ſo kommt ein Hauffen
Mäuß über ſeinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwiſchen ſeine Klauen brachte.

Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier, und um Pardon;

Sie sprach: Was solch ein großer König,
Der wider sie zürn, hab davon.
Sein Grimm sollt, den er nur mögt sparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wann er ein solch klein Thier zerriese,
Und sich sie etwan schmecken ließ,
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf los und ledig.

In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Mauß hört ihn erbärmlich brüllen,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Daß er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstück, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse seyn.

Ein Fusz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rap kam geflogen
Mit eim kese, den er einer frouwen
Genommen und gerobet da.
Des wart der Fusz unmassen fro.
Da Ine der Fusz erst ersach,
Mit glatten worten er da sprach:
Gott gruzz dich, lieber herr myn,
Uwer diener will ich sin,
Und imer wesen uwer Knecht.
Das dunket mich billig und recht.
Ihr sint edel und so rich,
Kein fogel mag uch sin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene *) uch müse entwichen
Der sperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und ouch des pfowen schin.
Süsse ist uwer kelen schal,
Uwer styme hört man uberal

*) Wenen, glauben, dafür halten.

In dem walde erclingen,
Wann ir getatten singen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rap sprach, du sagest war.
Nu singent, lieber herr myn!
Da sprach der rap, das sol sin.
Er liesz sin stym usz und sang,
Das es durch den wald erclang.
In dem sange empfile Im do
Der kese, des wart der fusz vil fro.
Des lobs mus der rap mit schaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein schelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer „Diener will ich seyn, und immer euer Knecht bleiben." Was fehlet diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr seyd edel und lieberreich. Kein Vogel mag „euch in allen Königreichen gleich seyn. Nach meinen Gedanken „muß euch der Sperber und der Falke weichen; die Schönheit „des Habichts und des Pfauen. Süß ist eurer Kehlen Schall, „eure Stimme hört man überall in dem Walde erklingen." Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesagt haben würde, was La Fontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir, si vôtre ramage
Se rapporte à vôtre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten seiner Zeit ließen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahren eben so artig und munter geklungen haben, als des La Fontaine seine zu unsern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Raab den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fieng so an zu reden:
O Raab! wie hast du doch so schöne Feder-Weden!
Wie herrlich steht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, ging dir im Rang voran.
Allein da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliehrt er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reißet ihn mit List so fein begierig hin,
Da wurde erst der Raab der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen.
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden; so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische

Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geisz wolt uff ein weide gon,
Da liesz sie in dem stalle ston
Ein junge geisz, Ir tochterlin;
Zu ir sprach sie, losz nyeman in,
Du solt die ture beslossen lon;
Harusz solt du nit gon,
Blip darinn, das ist dir güt,
So bist du vor dem Wolff behüt.
Da die geisz beslossen wart,
Viel schier ein Wolff kam uff die fart.
Er gieng zu dem stall drugenlich *),
Und geborte sich glich
Der alten geisz in valschheit,
An styme, an wandel, und seit **)
Der jungen geisz: losz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie sprach, wer bistu stant davor?
Ich ton nit uff des stalles tor,
Min mutter hat verboten mir,
Das Ich nit usz hin kome zu dir.

*) betrüglich. **) sagt.

Ich kenne dich wol, die stym ist falsch.
Dich hilffent weder tutsch, noch welsch.
Du komest nit herin, somer got! *)
Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das Ich nyeman solt lossen in.
Du bist ein Wolff, das sihe ich wol.
Wann du bist aller schalkheit vol.
Ach herrgott, wie viel der ist
Uff erden, die denselben list
Erzöigent mit susses honiges wort,
Und ist schande, schade und mort
In ihr hertze alle begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moralisches Buch in Versen geschrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er saget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da sollen teutsche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutscher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutscher Sprache waren beuwer.

In diesem Buche sind verschiedene, theils äsopische, theils andere Fabeln enthalten; und wer weis, ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner

*) Somer got, oder sommer gott, ist eine Betheuerung, die so viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe.

Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts verbessert, oder, deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Morhof, von der deutschen Sprache und Poesie, auf der 352. S. nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese seyn, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er saget:

Und wiset, das ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein so gar
Geleit, das mir die Teutschen Reimen
* * * * * *
So gar waren unbekannt
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entschuldigung nicht mehr nöthig haben! Unsere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Muttersprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre: so verdiente er doch wegen der edlen Freiheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beiden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beyspiele des beherzten Freybanks,

welchen er sehr oft mit groſser Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäfftigen soll. Die Thorheiten der Groſsen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daſs in dem Lande, wo die meiste Freyheit herrschet, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hatte gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann
Das wasser dem rädelein entrann
Und nicht hatte seinen follen schwang
Mit jammer es umbgieng und sang
Als ihm des wassers not gebot:
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff sehr groß
Bey dem ein krefftig Wasser floß
Das trieb zwey räder fölligliche
Sie schnapten mit eynander glieche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die Erde sey trucken, oder naß,

So hant wir genug tag und nacht
Uns wird so mancher Sack herbracht.

Diese mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unsern Herren ruffent die armen an. ꝛc.

In dem sechzehnten Jahrhunderte hat sich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen gesucht, und vierhundert an der Zahl in Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in 8tav im Drucke erschienen sind. Morhof gedenkt seiner, in der deutschen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freylich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersänger geworden. Allein so schlecht sie auch in dem sechzehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen critischen Schriften in dem siebenten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachsen in eine Reihe setzen wollte. Er weis die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauren, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen Charakter besser bestimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einsmals ein Pferdt gebunden ſtund
Und het einen ſchönen Zaum im Mund
Der war mit gülden Buckeln beſchlagen
Auff ſeinem Rücken thet es tragen
Ein blancken Sattel ſchön gezierd,
Ein Roßdecken mit Gold durchſchniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit großem Geſchrey,
Da kam ein Eſel on geſehr
Mit ſeiner Laſt langſam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit ſchaum,
Sah zorniglich und ſprach, gib raum
Wer hat dich ſolche mores gelert
Das du nicht weichſt eim ſolchen Pferdt?
Geh weg, gieb raum, oder wil dich ſchlagen
Das dich jr ſechs von hinnen tragen.
Der Eſel erſchrack von dem ſchnurren
Gab raum und durfft auch nit einſt murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letſt ſichs on geſehr verrücht
Der wardt ſein Herr von ſtundt gewar
Nam jm die ſchöne Rüſtung gar
Verkauffts dem Fuhrmann in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das ſahe der Eſel lieff baldt zu
Sprach, grüß dich freundt, wie ſieheſt nu?
Wo iſt das Gülden und Seiden zier
Der ſehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, ſo gehts auf Erden
So muß hoffart geſtraffet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Kranckheit an
Das er sich legen muſt zu Bett
Die Kranckheit jn fast engsten thet,
Das er auch mit dem Todte facht,
Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt sich deß so mechtig sehr
Das sie auch kaum kundt reden mehr.
Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
Bitt, wölleſt nit so trawrig sein,
Würd dir jetzt schon der Mann absterben
Ich wolt dir umb ein andern werben,
Ich weis auch das derselb für allen
Dir baß denn dieſer sollt gefallen,
Vnd dich wol bald also gewehnen,
Das dich nicht darfft nach dieſem sehnen,
Darab erzörnt die junge Frauw
Vnd sprach zum Vatter auf mein trauw,
Jhr seht ich bin betrübtes herzen
Dennoch vermehrt jr mir den schmerzen,
Das jr mir sagt vom andern Man
Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines krancken Mannes lieb
Ich mich gar herzlich sehr betrüb,
Bald thet derselbig Man verscheiden
Darab der Frauwen herzlich leiden

Mit Frauwnigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen sie den Mann beklagt
Daneben auch jren Vater fragt,
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen
Wie ists umb den jungen Gesellen
Von dem jr heut gesaget hat,
Ist er auch hie in dieser Statt?
Ihr seht wo mich der Schuh iezt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.
Hie mag man sehen wie die Frauwen
Ihr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem sie zwanzig Jar gesessen
Könntens in einer stund vergessen
Doch wissens viel davon zu waschen,
Ist gleich als wenn einr kaufft ein Taschen,
Vnd braucht sie lang bis sie wird alt
Vnd jm ohn all gefahr entfalt
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So ists auch um der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, als den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmars, Georg Rollenhagens Froschmäusler, und den Mücken- und Ameisenkrieg, weil sie alle drey nicht sowohl unter die äsopischen Fabeln, als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art sie, der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Uebersetzer des Mückenkriegs ist nicht bekannt. Das Original ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in makaronischen, oder halb lateinischen und halb welschen Versen, aufgesetzet, wie die deutsche Vorrede saget:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beſchrieben worn
Der ſich genannt Cocalium,
Mit einer Art der Carminum,
Darinn er vermiſcht Welſch mit Latein
Wie dieſer Verß bey vns mag ſeyn:

Hei mihi Strassburgum quod non queo schavvere turnum,
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieſes Helbengedichts kennen lernen will. Nachdem ſich der Bremen König Scannacaballa in der größten Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwäger Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängſt eine große Niederlage erlitten hatte: ſo beſchließt er ſeine lange Anrede alſo:

= = Ich ſchwer bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alßbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tauſend man
Allhier bringen auf dieſen Plan,
Der allerbeſten Bremen mein,
So ſie in meinem Lande ſeyn,
Kriegshelden aller eren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die loſen Füchſe dieſer Welt, den Eſelkönig, und den Gänſekö-

nig, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beyschrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen seyn: so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in brabandischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter, als der Reinecke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in Octav. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doctor Luther, wie einige geglaubt, dieses Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein großer Freund von Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechzehn Stücke übersetzet, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571 in Octav herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will Eine davon hier einrücken. „Ein „alter Hirtenhund, der seines Herrn viehe trewlich bewachte, ge„het zu Abend ein. Den pelfern die Polsterhündlein auf der „gassen ahn. Er trabt für sich, und sicht sich nicht umb. Wie „er fürn Kuttelhoff kompt, fragt ihn ein fleischerhund, wie er „bis gepelffer leiden könne, und warum er nicht einen beim

„kamm neme. Nein, saget der Hirtenhund, es zwacket und „beisset mich keiner, ich muß meine Zeen zun Wölfen haben.“

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortet „nicht alles, und lies St. Petrus und Rolands Schwert in der „scheiden stecken, der blieb lang ungebissen und vertrüg viel „sachen.“

Eben dieser Mathesius erzählet in seiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdienet sie doch, gelesen zu werden, da sie von einem so großen Manne kömmt, gestutzt, daß auch die Erfindung nicht ganz seine wäre.

Der Welt Dank.

Eine grosse Schlang verfiel sich in einer Höle, und chrie jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt, was da sey, sie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, sagt der man, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich solte wol ein Schlang in meinem Busen aufziehen. Die Schlang helt an und verspricht dem Bawren, sie wölle jm bey jrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und grosse verheissung bethoren auch die weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran wil sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? ist das deiner zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder daran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die

Schlang, da du mir nicht glauben wilſt, ſo wöllen wirs auf die nechſten zwey ſetzen, die vns begegnen, was die in dieſer ſachen ſprechen, das ſoll vns beyden, wohl vnd wehe thun. Bald kompt ein altes pferd, dem legen ſie die ſache für, der Schelbman ſpricht: Ich habe meinem Kerner funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmſchinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen ſpricht der alte Hund, auf den ſie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Haſen fangen helffen, iezt hat er ſeinem Weidman befohlen, er ſol mich an eine Weide henken, das iſt der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr ſein ſach auch für, und verheiſt jm all ſeine Hüner, er ſoll jm von dem böſen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet ſich des Handels, beredt die Schlang, ſie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienſt geweſen ſey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inn des wiſchet der Fuchs heraus, und ehe ſich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchſen abred, wider eine groſſe wand für. Wie der Bawr erledigt, forbert der Fuchs, er ſol jm aufn abend das Hünerhaus offen laſſen. Der Bawr kompt heim, thut ſeinem weib relation, und was er dem Fuchs für ſeine Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bewrin ſagt: Hüner und Genſe ſein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr will ſein Wort nachkommen, leſt dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet ſie mit jrem Schiermeiſter die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geſchlichen kompt, verrennen ſie jm das loch, und blewen auf jn zu, bis ſie jn ergreiffen. Ach, ſagt der Fuchs, iſt denn das recht, und der welt höchſter lohn, für die gröſte wohlthat, ſo beſtettig ichs heut, armer ſchalck, bis welt recht mit meinem leben und balg.

Freilich geht es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muß es endlich alles bezalet werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndanckes und vntrew willen nichts unterlaßen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von andern darinnen unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Philipp Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer seinen Frauenzimmergesprächspielen und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in Octav herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der „wahren Gottseligkeit, wie auch aller löblichen Sitten und Tu„genden verfertiget," bestehen in hundert und funfzig geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der Fruchtbringenden Gesellschaft geführet hat. Er hieß der Spielende; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die

Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Lufft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuser und Stättlein angestecket, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten, und aus dem Beutel geblasen, viele sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider diesen giftigen Lufft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apothecken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manna des Gebeths und von der Eberwurtz unverdrossener Arbeit gemachet worden. So viel ihrer diese Artzney mit vielen fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gifft von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

ARO,

hat der Wiederruff geantwortet:

ORA.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkranckt.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger, und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf Einen Tag vier sehr abscheuliche Kinder, nemlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungestaltes Kind mit schehlen Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abscheulichen Schlangen, mit Basiliskken Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft flogen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr Haß, die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz, das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist Justus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meissen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in Octav herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolget zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte, wo

man recht tapfer allegoriſiren mußte, wenn man witzig ſeyn wollte; wenn er ſich ferner des Johann Valentin Andreä lateiniſche Apologen nicht zu Muſtern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel, Mythologia Christiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen ſind: ſo würden ſeine Erfindungen nebſt ſeiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es ſeine Fabeln, daß man ſie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und ſie auf eine geringere Anzahl ſetzte. Etliche Blätter voller äſopiſchen Witzes, den ein kurzer und muntrer Vortrag belebet, ſtiften bey der Jugend und bey tauſend Erwachſenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefſinnigen Miene ſeicht, und mit einem ſyſtematiſchen Geſchreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vieler Händen iſt: ſo will ich ein Paar Proben von ſeinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heiſſen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenſt andern muthwilligen Knaben, wagete ſich aber zu weit in den Strom, und wurde von demſelben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch ſchon unterzuſinken anfieng. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfiengen zu ſchreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, ſprang mit großer Gefahr in das Waſſer, erhaſchte den ſchon ertrinckenden bey den Haaren, und brachte ihn alſo mit großer Mühe aufs trockene. An ſtatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und ſich dafür hätte bedanken ſollen, läſterte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn geraufft hätte. Alſo gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeiſtern, welche man mehrentheils mit Undanck und Schelt-Worten lohnet, wenn ſie ihre

Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Lastern heben, und mit großer Mühe heraus reissen.

Spectrum Mansvetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanfftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie ins künftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er für dessen die Wanders-Leute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weis nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemachet hätte; aber zu beiden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben, und sie mit einem historisch-philologisch-critischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Zum Exempel, wenn

ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wieder hergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch an Statt, daß einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen: so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Pralerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr la Motte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner critischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weis ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann; das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonate, 1746.

Vorrede

zum zweyten Theile der Fabeln und Erzählungen der ersten Ausgabe.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren heraus gegeben, sind so glücklich gewesen, den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieses Glück vergnügt mich unendlich; und ich weis nicht dankbarer dafür zu seyn, als daß ich dieses offenherzig gestehe. Man muß das stolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen; man muß sich aller der Bemühungen bewußt seyn, durch die man seinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbesserungen, die uns oft mehr Arbeit gekostet, als das Ganze selbst, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genug seyn, mit widerstehenden Händen weggestrichen hat: kurz, man muß selbst ein Autor seyn, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine unschätzbare Belohnung, ja was dem Poeten schon eine zufriedne Miene, mit der sich ein vernünftiges Frauenzimmer bey dieser oder jener Stelle im Lesen glücklich aufhält, für ein Lobspruch und für ein vollständiger Beweis ist, daß er die Natur nicht verfehlet, und bey seiner Mun-

terkeit die Ruhe des Wohlstandes und der Ehrbarkeit nicht gestöret hat. Ich fühle es, indem ich dieses schreibe, daß ich mich selber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereuen.

So schmeichelhaft indessen dieses Glück ist: so ist es doch um desto gefährlicher, je leichter man sich seiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig sucht. Werde ich das, was ich durch den ersten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben so von diesem neuen Versuche urtheilen, als von dem ersten? oder würde es vortheilhafter für mich seyn, wenn er gar nicht zum Vorscheine gekommen wäre? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth; allein man schließe auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben; und man wird selten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutsamkeit thun bey den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewisses Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieses Glück ist uns oft entweder nur gewisse Jahre, oder nur zu gewissen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: so verläßt uns doch zuweilen der Geist der Lebhaftigkeit, ich weis nicht warum, wenn wir sie ausführen, und ihnen den unschuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewisse Theile zu verlangen scheinen. Bald verschlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald suchen wir sie gar zu mühsam auf. Bald können wir die natürliche, ungeschmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, so sehr wir auch unser Gedächtniß ausfragen. Mit einem Worte: man kann sich bey einer Schrift von dieser Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den

Schönheiten erreichen, welche den Charakter der Werke des Geschmacks ausmachen, den Vaniere*) vortrefflich entworfen hat:

— — ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque semper
Resumas avida; sales novosque,
Quo plus triveris, eruens lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laboriosa
Lectorem brevitate nec fatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Vbertate gravet: rosae sed instar,
Quae formosior explicatiores
Nec frondes aperit, nec involucro
Suas celat opes iniquiori:
Sic nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquat, acri
Quod per se velit extudisse mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, daß die Fortsetzung solcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erste Versuch? Man ist mit dem, was der Autor eignes hat, schon bekannt, darum rührt es uns nicht so, wie das erstemal. Oder man hat sich in der ersten Sammlung für gewisse Stücke erklärt, und weil man für diese vortheilhaft eingenommen ist: so scheinen uns die neuen eben deswegen schlechter zu seyn, weil sie anders, als jene, sind. Doch ich will mein Schicksal erwarten, und mir von meinen Lesern sagen lassen, ob ich meine Absicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieses Amt lieber hätte niederlegen sollen. Leipzig, im Märzmonate, 1748.

*) Vaniere in *Opusculis* p. 208.

Fabeln

und

Erzählungen.

Erſtes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall ſang einſt mit vieler Kunſt;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunſt;
Die Blätter in den Gipfeln ſchwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora ſelbſt verzog am Horizonte,
Weil ſie die Sängerinn nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele ſich noch zweymal ſchöner hören.
Sie ſchweigt darauf. Die Lerche naht ſich ihr,
Und ſpricht: Du ſingſt viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugeſprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du ſingſt das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur.
So bald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeiſig.

Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall,
Die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu ſingen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der ſüße Schall.
„Ach welcher ſingt von beiden doch ſo ſchön?
„Den Vogel möcht ich wirklich ſehn!“
Der Vater macht ihm dieſe Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, ſpricht er, ſind ſie alle beide;
Doch welcher wird der ſchöne Sänger ſeyn?
Getrauſt du dich, mir das zu ſagen?
Der Sohn läßt ſich nicht zweymal fragen,
Schnell weiſt er auf den Zeiſig hin;
Der, ſpricht er, muß es ſeyn, ſo wahr ich ehrlich bin!
Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder!
Drum ſingt er auch ſo ſchöne Lieder;
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn an,
Daß er nichts kluges ſingen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieſer Knabe, ſchließt?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt.
Star kömmt, und kaum iſt Star erſchienen:
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? Seht nur auf ſeine Mienen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!

Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brodt ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah:
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt, wie er, zu gehn:
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;

Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist:
Je mehr nimm dich in Acht, dich pralend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weis den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreyt: Nun läßt der Hut erst schön!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O! rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den dreyfach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders seyn?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weisser Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heisse Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreyen:
Was sehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß,
Und bey der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die Andern gegen ihn!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zusammen zieh,
Es gieng dem Hute fast, wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten!
Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, bring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.

Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen;
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dieß Gebet so eifrig nicht gemeynt.
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen;
Wem dieß nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu seyn.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleyen;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben?
Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit;
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.
Doch schnell erstarren ihre Hände,
Wie, Venus! Nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;

Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht!
Sie hat, als Chloris, schon oft über nichts gelacht.
Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weissen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.

O! wenn sich nur die Göttinn nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, so bald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,

Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt."

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;

Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Böſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht,
Der war gewiß ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weis heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.
So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein ſeidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht:
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
Drauf fängt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren ſich.

Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß:
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füssen.
Er gieng, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yariko.

[Siehe den ersten Th. des Zuschauers, auf der 51. u. f. S.]

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Bretern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Christenthum, und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bey einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,

Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befreyn.
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu seyn.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen Haaren,
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt: so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.

Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados*); doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, sieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See, mit Müh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.

*) Barbados ist eine von den caraibischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein grosser Sklavenhandel daselbst getrieben.

Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt. Nichts! Er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yarikv!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sey stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fieng er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?

Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weis ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weissen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an zu schauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weisse Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut:
So kann uns dieß zum großen Troste dienen,
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwäng die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reißt den Degen aus der Scheide.
Und — o was kann verwegner seyn?
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

[Nach dem Innhalte einer Comödie, welche eben diesen Namen führet.]

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen.
Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt, und schmählt auf böser Zeiten Lauf;

Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brodt —
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünstig schreyn und flehen!“

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beyzuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weis sich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!

Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die Andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate! laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen:
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dieß kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

[Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in seiner critischen Dichtkunst auf der 252. S. anführet.]

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweymal weichen wußte;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgestanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heiſſen Munde.
O! erſeufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeynt?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind:
O! ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.

Wie zufrieden ſchlief ich ein!
Sollt ich nur ſo manches Bein,
Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genieſſen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbey;
Eines wirſt du bey den Linden,
An dem Gartenthore finden:

Eines, lieber Pantelon!
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey ſchwachem Muthe,
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund;
Will ich dir, bey meinem Leben,
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt — Hier ſtarb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.
O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man ſich Güter zu erwerben;
Verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja, ja Proceſſe müſſen ſeyn!
Geſetzt, ſie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Beſtimmet und entſchieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht und ſtreite nur.
Du ſiehſt, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, ſetz alles auf,
Und laß dem Handel ſeinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was ſprecht ihr, Nachbar? Dieſer Rein,
Der ſollte, meynt ihr, euer ſeyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder ſagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit —

Gevatter, ihr ſeyd nicht geſcheit!
Verſteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruhn;
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.
So ſaget Kunz, ſchlägt in die Hand,
Und rückt den ſpitzen Hut die Queere.
„Ja, eh ich dieſen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land."

Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rein,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entscheiden.

Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,

Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, seit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reutet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht:
Ich weis zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzubringen;
„Doch —

Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?

Dieß, Leſer, kann ich dir nicht ſagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O ſeht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verſtritten,
Und Haus und Hof ſchon angeſchlagen ſind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchſte treiben,
Ihr ſeht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, ſprach er, kenn ihr chriſtlich Herze;
Sie ſorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächſten Elend Theil.
Ich weis, mein Flehn wird ſie bewegen!
Sie ſehn, ich fordre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein, ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Dieß ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weissen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heissen Schaume,
Der heeficht am Gebisse floß;
Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
Es schüttelte, die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dieß stürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beyzustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst, und zur Bequemlichkeit,
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;

Und jeder gab ihm den Verſtand,
Den er bequem für ſeine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte ſich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reiſten nur im Geiſt,
Und überredten ſich, als hätten ſie gereiſt.
Noch andre ſchafften das Geräthe
Zu ihrer Reiſe fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig thäte:
So hätte man die Reiſe ſchon gethan.
Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten ſie die ganze Welt durchgehn;
Sie reiſten; aber wenig Meilen,
Und meynten, dem Befehl ſey nun genug geſchehn.
Noch andre ſuchten auf den Reiſen
Noch mehr Gehorſam zu beweiſen,
Als den, den das Geſetz befahl;
Sie reiſten nicht durch grüne Felder,
O nein! ſie ſuchten finſtre Wälder,
Und reiſten unter Furcht und Quaal;
Behängten ſich mit ſchweren Bürden,
Und glaubten, wenn ſie ausgezehrt,
Und ſiech und krank zurücke kommen würden,
So wären ſie des beſten Amtes werth;
Sie reiſten nie auf Koſten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag am Reiſekoſten an,
Damit ſie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Iſt nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt ſich der Dichter nicht, uns Dinge vorzuſagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dieß ſind unſinnige Geſchöpfe,
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund! was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heißen kann?

Das Teſtament.

Philemon, der bey großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß,
Und, andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als ſie;
Iſt dieß nicht ſchon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.
Nein, ſprach er, laßt ſie neidiſch ſchmähn,
Sie werden ſchon nach meinem Tode ſehn,
Wie viel ſie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menſchen nützen können.

Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: Ich will, daß einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dieß Testament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles diesen beiden?

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu processiren.
Sonst hätten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Selgen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dieß des Testamentes wegen;
Denn eh er starb, war ers noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,

Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brodt, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung, ab,
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg: ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.

Er sprach: Zwey Bänder geb ich dir.
Auch soll kein Wärten mich verdriessen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben!
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer stehn.

Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschliessen.
O! thäte nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreymal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschliessen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süsse muß ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bey dem Schäfer nieder;

Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
Dir, sprach sie, hab ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schäfer und stets schläfrig seyn.

Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ists zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherinn.

Ismene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch, wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und sag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,

So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bey Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht:
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anstalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welschen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt; und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;

Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt es anders seyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hälts ihr vors Gesicht;
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt, und schreyt: Du stirbst, mein Leben
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weis, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken:
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein großes Glück genieſſen;
Doch wirds dein Unglück seyn, sobald du es wirst wissen.

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen;
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwerdt entblößen.

Allein so froh er war, so war ers nicht genug.
Er weis noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.

O Thor! versetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchsten Würd im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bey immer größerm Glücke,
Der Liebling seiner Königinn.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füssen.

Sagt, Menschen, ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! Ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten.
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge seyn.

Bey Gütern, die wir stets genessen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht!
Die Liebe nicht von Herzen ginge?
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beyspiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,

Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dieß unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubst dus doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!

Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! schreyt sie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Der zärtliche Mann.

[S. des Abstemius LX. und CIII. Fabel.]

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget!
O! Weiber, überwindet euch:
Lest dieß Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt, und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör ich alle schreyn.
Recht gut! Es soll bewiesen seyn.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! Kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,

Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, spricht die Frau, stell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weis vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen lassen.

Ihr Leute kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgeblähet, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht so, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halse zehnmal schreye:
So, denkst du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:

So präge dir es itzund ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Roſt und Kuchen
Fleiß, Kunſt und Ordnung unterſuchen.

Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern, und verachten wollen:
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit ſtolzer Miene,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt;
Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragſt, was nützt die Poeſie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu ſagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich

Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt?
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weils man dunkel sieht.
Was denkt der Held bey seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!

Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zum Denken hat.
Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es ſey auch tauſendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verſchwinden:
So wär es ſchlimm, ein Menſch zu ſeyn.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungeſtümem Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zevs läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen;
Denn ſtürmiſch ſollt es heute ſeyn.

Der Wandrer ſetzt, mit bitterer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet,
Und ſchnell ihm, ſtill zu ſtehn, gebietet:
So oft ertönt ein Läſterwort.

Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen

In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zevs sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bey einer stummen Schüchternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.

Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuß auf Sie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er, beym ersten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt;
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,

Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn;
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Quaal,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief;
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfliessen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,

Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn,
Und, da sie ihn ohnlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weis noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken;
Durch Verse kann man sehr entzücken:
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an Sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen;
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Innhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschliessen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers seyn?)
Gieng, sag ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doctor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh vier Wochen sich verlieren:
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! spricht er, da der Geist erscheint,
Ach! darf ich, lieber böse Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen;
Und dieß erfüll ich auch genau.
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;

Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weis ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

[S. des Abstemius LXXV. Fabel, de agricola et poeta.]

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bey Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beystand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern bessrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreyt.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plagt,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

O Glücke! rief Aret, soll eins von beiden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

[S. den Cicero, Lib. V. Tuscul. quaest.]

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einst gethan,
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stul wird schnell für ihn herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.

Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dieß Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.

Ein einzig Mittel iſt auf Erden!
Allein es iſt unendlich ſchwer:
Die Narren müßten weiſe werden,
Und ſeht! ſie werdens nimmermehr.
Nie kennen ſie den Werth der Dinge.
Ihr Auge ſchließt, nicht ihr Verſtand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Thieren,
Joli, verſtund die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen,
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und ſpielte voller Ungeſtüm.
Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln;
So falſch und boshaft war ſein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu ſchmeicheln:
Dann hieß ſein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und ſchrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der luſtige Joli.
Mit ihm vergnügte ſich Liſette,
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette;
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fibel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt ich ja was fordern sollen,
So hätt ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön, bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm er sein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß ihn so viel Schmeicheleyen,
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
„Kurz, nehm er nur sein Bildniß hin;
„Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt er die Venus malen:
„Von dieser laß er sich bezahlen.“

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn es seyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künstler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief, sie ist getroffen!
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen.
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seyd:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo sind ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müh (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte.

Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund! die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Monime.

[S. den Plutarch in dem Leben des Lucullus auf der 506. S. a. gift. Wechel.]

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands,
Erwarb Monime sich den Beyfall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt, und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ists, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey diesem Glück Monimens Tugend wanken?

Prinz, fieng sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich stolz, nein! diese macht mich kühn;
Sey tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen.

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glück! von niederm Blut entstehn,
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

So, ruft sie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben!
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen:
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt, und weigert sich der so betrübten Pflicht.
O, ruft sie, Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
So gar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,

Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und sah, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

[S. des Abstemius LXXX. Fabel, de vidua et asino viridi.]

Wie oft weis nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen,

Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien:
So dacht itzt doch kein Mensch mit einer Sylb an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu; so nimmts den Pöbel ein:
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietrischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwigen.
Der Herr Baron vergaß bey seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Philoten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weis es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.

Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist?

Das Schicksal.

[S. den Zuschauer im III. Th. auf der 232. S. u. f.]

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?
Du siehst bey Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen:
Dieß siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn, zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beyspiel lehren,

Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dirs grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat,
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bey dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich:
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,

Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette;
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weis man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte;
Denn laßt ein Weib schön, wie Cytheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat: so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zu rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Besrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen:
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.

Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja, wenn sie bloß durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders seyn? Liſette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach! spricht sie, lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris! wärst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferinn,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mir sicher offenbaren;
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunst, und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch, sage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja!
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
Er sagte mir — Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damöt verspricht's. Kaum ist Damöt allein:
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbarn,

Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollsts erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah;
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger liebn?

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit struppigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde ziegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fliessen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint so gleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,

Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen."

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweyte Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,

Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach! ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen!
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod bringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel! spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelesen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Caffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weis ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —

O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Busen hieng,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bey alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie pralte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste pralt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur:
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er, bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Zweytes Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es: sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weis ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene, singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut, wie jener, denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein, wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hageborne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger, in der Raserey,
Bis auf den letzten Mann ermorden.

O Himmel! welch ein Angſtgeſchrey
Erregten nicht der Weiber blaſſe Schaaren!
Man ſtelle ſich nur vor, wenn tauſend Weiber ſchreyn,
Was muß das für ein Lärmen ſeyn!
Ich zittre ſchon, wenn zwey nur ſchreyn.

Sie liefen mit zerſtreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen ſchon, vor Angſt halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgeſammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tauſenden nicht eine Frau gegeben,
Die ſich gewünſcht, des Mannes los zu ſeyn?
Von tauſenden nicht eine? Nein.
Nun, das iſt viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit geweſen ſeyn.

So hart als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberiſchen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerſtehen.
Denn welchen Mann, er ſey auch zehnmal ein Barbar,
Weis nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt ſich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General ſeyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar ſo kläglich ſich vereint
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn ſies von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht —
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht:
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hats gesagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie seyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.

Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hieng!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich, und durftens doch nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,

Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erſchrack und ſtutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch ſeine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf, mit Milch und ſchwarzem Brodte, ſaß,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fieng verdrießlich an, ſich in das Gras zu ſtrecken,
Dacht ängſtlich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreymal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke ſehn.
Du biſt noch jung, und kannſt hübſch leſen und hübſch ſchreiben,
Und wollteſt ſtets ein Dreſcher bleiben?

Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sich doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hanns noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht herzen sollte;
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr. Nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüssen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hanns vor großer Freude
Nicht, wo er Händ und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch, und that den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle:
Denn welches Amt ist wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreyt,
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weis ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.

Die Bauern brummen, wenn ich strafe,
Und straf ich nicht: so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und, wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb als Dreſcher auf dem Lande.

Wer weis, ob mancher Große nicht
Im Herzen, wie der Schulze, spricht?
Wer weis, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weis, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhelen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie, auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten,
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wenn? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dieß nur Fabeln seyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der Andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den Andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodtneid! War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein so sang der Andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid im Singen zänkisch banden;
Aus dem verwahrt und dem bewahrt,
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fieng an, die Schenkel schön zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld:
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.

Iſt der, der ſich und euch durch ſeine Händ ernährt,
Nichts beſſers, als Verachtung werth?
Geſetzt, du hätteſt beßre Sitten:
So iſt der Vorzug doch nicht dein.
Denn ſtammteſt du aus ihren Hütten:
So hätteſt du auch ihre Sitten.
Und was du biſt, und mehr, das würden ſie auch ſeyn,
Wenn ſie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt ſehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aeſopus hats geſagt, Fontaine ſtimmt mit ein.
Wer wird auch ſo mißgünſtig ſeyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt ſo wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunſt mit ewgem Stolze blickte,
Dich ſchnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn ſie dich durch Schmuck beſtürzt gemacht,
Mit edler Einfalt ſchon dich wieder zu dir brachte;
In dieſem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finſtre Flieg auf einem Stein und dachte.

Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dieß Gebäud entstanden?
Ist außer ihm wohl iemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne:
Und dieß beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meynung seyn?

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefehr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund,) beschloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weis:)
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.

Ach! sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun:
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Brandwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht. —
O Gott! du weists! Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte:
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh, daß ihrs verdient: trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?

Er ſagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er ſeit einer Stunde todt.
Die Mien auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brodt
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unchriſtlich redte,
Und der vielleicht ihn itzt bey Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk verſagt!

So ſprach mein Freund und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beſchämen.
Wiewohl ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht,
Als für das Geld, verſteht, der ſchämt ſich ewig nicht.

Calliſte.

[S. die Nachricht von dem Tode der Frau von Villacerfe, im V. Th. des Zuſchauers, auf der 273. S. f.]

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die ſtell itzt deinem Geiſte dar,
Und fühl es recht, wie ſchön ſie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundinn sieht ihn zagen,
Und sagts ihr, (heimlich sagt sies ihr.)
O! spricht sie: Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg er zweymal fehl: so werd ich doch nichts sagen,
Ich weis, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt sprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
Und schlug, und rief: O unglückselger Schlag:
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er danieder lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz gesetzt:
Doch dieß war nur geringes Leiden.

Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonsten keine Rettung war:
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, sein Schrecken sagt dirs schon!
Er sieht den Brand, und spricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drey Tage leben!

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
So, sprach sie, sterb ich denn? Wohlan! Er ist nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblassen:
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn!
Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beyfall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bey des einen Zügen,
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.

Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn dus so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schliessen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

[S. Burcard Waldis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten Esopus, im dritten Buche, 178 Bl.]

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe
Recht dreist zu lügen, wieder kam:
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So sag ichs euch, und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrack, so bald er dieß vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr, als er, und such ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

[Er hieß Chartier. S. Jöchers Gelehrten-Lexicon.]

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts, der eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht,
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht!

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bey Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn:
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag ich weder Ja, noch Nein.

Gnug der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß;

Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu verſüſſen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blaſſen Mund zu küſſen?
Blaß, ſprach die Königinn, blaß iſt er, das iſt wahr;
Doch ſagt der Mann mit ſeinem blaſſen Munde
Mehr ſchönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich geweſen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müſſen nicht erſchrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die ſo ſtolze Seele,
Die uns durch ihren Staat ſo oft beſchämt gemacht,
Erſchrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Haſenohren,
Ein recht abſcheulich Kind gebohren.
Die ſtolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weis, daß nichts umſonſt geſchicht.
Lucinde wünſcht, daß es verſchwiegen bliebe!
Ich wünſch es ſelbſt aus Menſchenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich:
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für ſich.

Frau Orgon eilt von ihr erſchrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,

Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dieß sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie —? Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde wills verhelen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.

Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
Weil jene sie, zu schweigen, bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;

Allein Dorinden ists noch viel zu schön gebohren.
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter kreuzten sich,
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.

So bald als dieß der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physicus nach dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als sie bey andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mit gefahren!

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seyst du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt,
Und, wenn sies dreymal sagt, vom neuen dreymal lügt.

Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt?
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht schmähen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt aus angebohrnem Witze
Der Spötterey unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrey und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugesehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen.“
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spatziren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;

Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beystand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht so treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Itzt waren sie nun beide frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und schwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlt hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knöbelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

[S. das kurzweilige Lusthaus, 7. S.]

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stund, und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Gieng ein verschmitzter Freund vorbey.

Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieſer Freund das Haus bewundern ſollte,
Fragt ihn mit freudigem Geſchrey,
Obs groß genug für Arme ſey?
Warum nicht? ſprach der Freund, hier können viel Perſonen
Recht ſehr bequem beyſammen ſeyn;
Doch ſollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: ſo iſt es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heiſcht mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene ſtarb, und die verſchied.

Sie ſetzte ſich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entſchloß ſich, that drey gute Züge,
Und ſank vor Luſt ins Glas hinein.

Die Mücke ſah die Freundinn liegen:
Dieß Grabmal, ſprach ſie, will ich ſcheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng ſie der Luſt zu eifrig nach;
Verbrannte ſich die kleinen Beine,
Und ſtarb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.

Indem daß noch der Reiche zählte:
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dieß wäre mir nicht lieb.
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört — Und eilends gieng der Mann.

Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ewger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn:
Es wird mir an die Seele gehn.

Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle,
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Böswicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,

Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als eine Tugend,
Und als ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft:
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung, oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! faß doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
Sie wird bey widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,

Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
Und in die Welt der selgen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch! ist dir dieß Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt.
Und hieng, an seines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib, dieß, Fürst, ist ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frey indeß Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und sich, daß ers nicht hat, noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begiengst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstinn Tochter tanzt an einem Freudenfeste,
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willst! für meine Lieb und dich
„Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich."

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was soll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt."
O Gott! wer hätte das geglaubt?

Iſt für ein weiches Herz, und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das ſonſt die kleinſten Schmerzen ſcheut,
Findt, da die Wolluſt ihr gebeut,
Selbſt Wolluſt in der Grauſamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunſch, erſchrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürſtenſtolz weiſt ihn auf ſein Verſprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Biſt du nicht Herr und Fürſt?
Wird ſich Herodias nicht gleich durch Kaltſinn rächen,
Wofern du nicht den Wunſch erfüllen wirſt?
Gebeut, ſprach ſeine Brunſt; und eilig willigt er
In dieſes grauſame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüſſel her.

Hier ſiehſt du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In einem Laſter alle ſiegen!

Der Freygeiſt.

Ihr, die ihr nach der Tugend ſtrebet;
Ihr, die ihr dem gehorſam ſeyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeiſt lacht euch aus, daß ihr ſo ſklaviſch lebet.
Was ſucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Iſts möglich, ſich ſo zu betrügen?

Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu seyn, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht:
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden:
Von diesem reißt euch los. Er weis nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt
Sonst würd er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räzel, die wir aufzuschliessen
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freygeist sein System erwies;
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal, du Christlich Thier, gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freygeists Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
Oront, der sich dieß Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn,
Und frey im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Oront, nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund! dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren:
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand:
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die andern zu regieren.

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre;
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

[S. Burcard Waldis, im ersten Buche seines Esops, Bl. 51.]

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage,
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät;
Der Hahn hat schon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, das es kein Mädchen giebt,

Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,)
Die wanden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epictet stellt dir ein Beyspiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweymal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt ihn, laß ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschlagen seyn.
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.

Doch Epictet, anſtatt ſich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da ſieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht geſagt, er würde mirs zerſchlagen?

Dieß, Menſch, kann Zenos Weisheit thun!
Beſiege die Natur durch dieſe ſtarken Gründe.
Und willſt du ſtets zufrieden ſeyn:
So bilde dir erhaben ein,
Luſt ſey nicht Luſt, und Pein nicht Pein.
Allein, ſprichſt du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieſer Meynung ſeyn?
Das weis ich ſelber nicht; indeſſen klingts doch fein,
Trotz der Natur ſich ſtets gelaſſen ſeyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienſt beſaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und ſein Geſchlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da ſtünde, wo ſein Chriſtoph ſteht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält deſto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreiſter ſich ſein Herz, trotz ſeinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft ſagt, daß er ſie nicht verdient.

In eben dieſer Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienſte pries,
Die Tugend durch ſein Lied belohnte,
Und durch ſein Lied unſterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu beſingen.
Sie können, ſprach der große Mann,
Durch meinen Namen ſich zugleich in Anſehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigenſinn einſt ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienſt und nie den Namen zu beſingen.

Das Hoſpital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm ſich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein ſie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, ſie könnte wieder freyn.
Der Wittwenſtand iſt ein betrübter Orden!
Elmire ſahs und ſchritt zur zweyten Wahl.
Allein ſie war das erſtemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider ſind die Zeiten ſo betrübt,
Daß es viel böſe Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem ſie ſich zur zweyten Ehe ſchickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hoſpital für fromme Männer baun;
Denn ſie war reich. Und kurz, ſie ließ ſich wieder traun.

O welche Luft erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebſter Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?

Sie ließ geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Mäurer aus einander gehen.
Wie? ſollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieſer Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau ſchwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war ſie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet ſeyn!)
Bereits das drittemal verſprochen.

O das war erſt ein würdiger Gemahl!
Verſtändig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigenſinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke ſeiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt es selbst gethan:
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweymal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja! sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie dießmal aus!
„Ach Meister, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus:
„Laßt doch noch mehr Gesellen kommen."

Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun:
Das muß ein rechter Ehmann seyn!

Die Mäurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn:
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Mäurer müssig stehn?
Denn leider! pflegts so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdriessen.
Itzt öffnet sie den Mund; nun wird sichs zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schreyn,
Hört auf, und reißt den Plunder ein!

Ich laſſe keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.

Die böſe Frau! Man ſollte ſie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

[Dictionaire de Bayle, v. Asclepiade, n. A.]

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit ſich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umſtand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einſt ein Mann ſein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man iſt in Poitou;
Da geht es, wenn ſie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet ſie geſchwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erſt zuzudecken,
An den für ihn beſtimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geſchieht, indem ſie ihn ſo tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt ſie an, die Augen aufzuſchlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,

Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweytemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und gieng gesetzt an seiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände:
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach, wie vor, ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daß sie der Natur

Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, ſich zu entrüſten,
Gab ein ſehr ſcharf Mandat, und ſchwur,
Daß jede Frau vom Stande ſterben ſollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil ſie ſich gezwungen ſahn:
So nahmen ſie denn Ammen an.
Allein ſie konnten ſich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Bruſt zu nähren.
Die meiſten fiengen an, dem Chan den Tod zu ſchwören.

Einſt als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und ſprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzubringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.
Ich ſäug es ſelbſt, und ſäug es mir zur Luſt,
Deswegen hab ich dieſe Bruſt.
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.

Der gute Tartarfürſt erſchrack,
Und unterließ, um nicht ſein Leben zu verlieren,
Den europäiſchen Geſchmack
In ſeinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

[Elite de bons mots, T. II. p. 65.]

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach einger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

[The Tatler, Vol. II. n. 82.]

Nach ſo viel bittern Hinderniſſen,
Nach ſo viel ängſtlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müſſen,

Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genieſſen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend iſt,
Sie durch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende, geküßt,
Die küßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem ſie neidſcher Freunde Liſt
Und ſtrenger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt beſitzen können,
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun;
Iſt, Menſchen! dieß kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden ſeyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich ſpricht:
Der gute Menſch verſteht es nicht;
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erleſnes Weib in meinen Armen liegt?
Ich ſie nicht reich und ſchön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund! allein ſich ſo vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hauſe ſeyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unſern Beiden.
Wie weinen ſie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann ſoll itzt auf kurze Zeit
Von ſeiner theuren Gattinn ſcheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingeſetzet hat.

Von heißen Lippen losgeriſſen,
Und doch entbrannt, ſich länger noch zu küſſen,

Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!

Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht werth den Innhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!

Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und für die andern schreib ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Fieng ihre Freundinn an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen? Wie? Wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald nieder kommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter seyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fieng jene wieder an;
Doch wie erschracken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn!

Wer weis, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weis, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weis, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beide,
Ihn zu empfangen, fertig stehn,
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weis, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen?
Wer weis, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß sagte sie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundinn sah ihn an, und schrie mit Ungestüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.

Auf dieß Geschrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,

Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O! wär er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.

O! dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muß:
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan:
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn, und schien sich stets zu matt

Das erſte Hinderniß galt auch die andernmale;
Kurz, er vergaß ſein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Chriſten.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und ſehn darauf nach ihren Lüſten,
Und nehmen ihre Lüſte mit.
Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück;
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

[Man erzählet eine eben ſo großmüthige Handlung von dem Herrn Saurin. S. Lettres sérieuses et badines, p. 616.]

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß bey ſeinem Sterben,
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieß Vermögen an,

Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen,
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch dießmal nicht.

Eraſt gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen.
Zwey tausend Thaler sollen mein:
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn;
Verdien ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Gieng, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte:
Wer, sprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müssig bleiben wollte;
Denn müssig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte:
Cotill gieng also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er gieng vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen!
Er sagt es kaum, als ers schon that.
Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es sey so toll es will.
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beyfall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weis.

Der beherzte Entschluß.

[S. Burcard Waldis, im vierten Buche, 88.]

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch beym König Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ists nicht ewig Schade?
„Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
„Die Straf ist in der That zu groß.

„Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.“

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk ich dir das Leben.

Johann erschrack und sah die Jungfer an:
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich seh euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Quaal auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,

Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorberkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen:
So muß er sie noch zweymal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag ers ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

[S. Zinkgräfs deutsche Apophthegmata, im 3. Th. 314. S.]

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schliessen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;

Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn,
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.

Indem er dieß noch sprach, trat Fickchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was? fieng sie an zu schreyn,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht freyn?"
Das weis ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen:
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter freyn.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator schlief,

Geriethen beid an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! sprach der kleine Bube,
Was meynst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust — Was? Lust hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast dus da erst auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?“
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sichs wohl in seiner Grube seyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

Dieß ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Ton, als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süsse;
Doch ihnen ekelt nur dafür
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,

Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschendiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr."

Der Amtmann widerspricht;
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.

Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt:
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einſt einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuſchlagen.
Ich will dir zwey, verſetzte jener, ſagen,
Dann wähle die, die ſich für dich zu ſchicken ſcheint.

Die erſte hat, nebſt einem Ritterſitze,
Ein recht bezauberndes Geſicht,
Liebt den Geſchmack, ſpricht mit dem feinſten Witze,
Und ſchreibt die Sprachen, die ſie ſpricht.
Sie ſpielt den Flügel ſchön, und kann vortrefflich ſingen,
Und malet ſo geſchickt, als es die Kunſt begehrt,
Und in der Wirthſchaft ſelbſt giebt ſie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunſt und allen ihren Gaben
Hat ſie kein gutes Herz.

Die andre ſieht nicht ſchön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künſten nichts, die jene kann, verſtehn;
Doch bey Verſtand und einem ſtillen Reize,
Der, ohne daß ſies ſieht, gefällt,
Beſitzt ſie, frey von Stolz und Geize,
Das beſte Herze von der Welt.
Was thätſt du wohl, wenn dich die erſte haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dieß geſchehen ſollte:
So ſpräch ich zu der erſten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu ſeyn.

Emil.

[Vaniere Opuscul. p. 213 (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae statuam)
Malo, mihi statuam cur non posuere, viator
Exquirat, quam si, cur posuere, roget.]

Emil, der ſeit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey ſeinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geſchicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte ſtrebte,
Ward einſt von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt ſo rühmlich von ihm redte,
Und mancher ſich vor ihm ſchon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von ſeinen Gaben hätte?
Ich, ſprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken ſah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb ſteif vor dem Sehrohr ſtehn,
Und ſah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel ſehn.
Was heißt es denn, ſprach drauf der Knabe,
Daß ich faſt nichts erkennen kann?

Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weis ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu,
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

[S. das 504. Stück des Zuschauers, im VII. Theile.]

Ihr Meister in der Kunst zu lügen!
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt:
So wett ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem einen ein Geboth *).

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

Herr, schrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben sollt?
Ich will es billig mit euch machen;
Drey Gulden. Bin ich todt: so schneidet, wie ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hatt er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weissen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,

Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand, zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf, sich mit dem Grabscheid ein.
Nun die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meynt:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Die Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen;
Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen:
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O! wenn sie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte?
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn — Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen,
Und stets nach den Verehrern sehn?
Dieß wäre ja nicht auszustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar,
Und besserte, wo nicht das mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte.
„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
„Ich geb es zu, Ihr seyd sehr schön!
„Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
„Verräth ein gar zu eitles Wesen."
Herr Autor, sprach sie, der ihr seyd,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht nah,
Daß viele Kluge darben müſſen,
Bloß weil ſie mehr, als andre, wiſſen,
Und zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groß zu Pralerey und Wind,
Nicht knechtiſch gnug zu Schmeichlern ſind?

O Freund! bedaure doch Alceſten,
Ihn, den itzt ſchwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte,
Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte:
Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
Gott lebt, Gott herrſcht, und hört dein Ach!
Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Flehen;
Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit beyzuſtehen;
Und der, indem er dieſes ſprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?

Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in ſeine Leidenſchaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloß zu ſeinem Freund zu gehn,

Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fieng schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu empfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten:
Alceste erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?"
Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß, zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an;)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß: so fiel mir jählings ein;
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen:
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, so bald er dieß gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heilgem Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreymal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristey

Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn:
Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn;
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weisse Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen.
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und seht! sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt:
So fühlt ich schon die selgen Triebe

Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdriessen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort: Willkommen! herzlich gähnte.
„Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?"
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. —

Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene?
Ich habe nichts, als mich studirt,
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deß Tiefe sucht ich zu ergründen,

Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht;
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen!

Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied: sie giengen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodey.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder:
Damöt steht still und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dieß laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll er also meine Bitten!
Hier geb ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg itzt verdient, als Staatsmann, seinen Orden;
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten:
Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreyßig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.

Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daß sies, reich und lasterhaft, verschwenden.

Hat dieß sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir so gar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gülden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;

Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwan dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seyd verliebt gewesen?
Gesteht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen seyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich, bey meinem hohen Stand,
Dank seys der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

Ich, sprach sie, wills aufrichtig sagen:
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück, und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen,
Und that, als wollte michs verdriessen;
Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte;
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;

Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläßig überschleichen,
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird sichs offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wirs sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren:
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

[Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden.]

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste,
Den künftgen Tag, die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.

Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muß das verstehen:
„Allein acht Groschen wag ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Caroſſen um die Wette,
Worinn der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dies könnte möglich seyn:
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein,
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?

Was braucht wohl ein Hanns Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bey sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinctur curiren;
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;
Er lehrt ohn Umgang dich die Kunst zu conversiren;
Er lehrt dich, ohne Müh sinnreich poetisiren;
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Criticus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.

Wie, sprach der Alte, ganz erhitzt,
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunst schon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?

Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu seyn.

Alceſt.

[S. Elite de bons mots, T. II. p. 47.]

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,
Verlor Alceſt im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beyzustehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in des Jünglings Jahren,
Wagts, seine Freyheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiste Geld geliehn,
Und bittet mit den treusten Zähren,

Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.

Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht:
So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.

Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
O! Gott, was hab ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur; allein kein Bösewicht,
Laßt mich an seiner Statt verschließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.

Hör an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein,

Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eydam seyn?
So habe sie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Itzt aber giengen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

[S. die Rede des Cicero für den Plancius.]

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!

Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt! —
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen,
Ja, ja, er ists; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie stehts in Rom? Wenn reisten Sie von da?
Wie! rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Versetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quästor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein dritter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt Euch auf mein Wort!
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst;
Von Tausenden, die dich nach deiner Meynung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weis oft kaum einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er sein, und ganzen Schaaren
Lock er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weis ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reiz, und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern an.

Ich weis, daß dich Geschäffte halten;
Doch — Schweig! fiel Amyant ihm ein.
Geschäffte kann ich stets verwalten;
Allein nicht stets dir nützlich seyn.

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! sprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

Gut, fieng er an, du hast geschworen:
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
Ach! sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand! ihr habts doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und diese bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren.
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte List,
„Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieser Nacht noch solls geschehn.
„Unglücklicher! was willst du machen?
„Laß doch geschwind das Haus bewachen.
„Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verschliessen.“

Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen:
So laß die Thüren offen stehn!

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ists möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Quaal der Ehen Schuld;

Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich seyn?
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt itzt ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beystand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstger Augenblick:
Allein bitt um Verstand, dich seiner zu bedienen;
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit redneriſchem O! und Ach!
Von den geringſten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und, was noch ſchlimmer war, meiſt von ſich ſelber ſprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte;
Ein ſo beredter Herr ſah einen wackern Mann,
Der denkend ſchwieg, verächtlich an.
Der Herr, ziſcht er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verſchworen;
Ich wett, er iſt ein Narr, und weis nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, ziſcht er ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, ſchweigt niemals ſtill.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, ſein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel ſah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,

Zwey Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder,
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat,
Und dieß war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

[S. den Spectator Vol. III. n. 215.]

Zween Schwarze lebten einſt, verdammt zur Sklaverey,
Dem ſtolzen Spanier und ihrem Schickſal treu.
Sie waren beide jung, und bey dem Freundſchaftstriebe
Empfanden ſie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das ſchönſte ſchwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender geſehn, war beider Gegenſtand.
Als Sklavinn lebte ſie bey einem Herrn mit ihnen;
Und jeder wünſcht allein ihr Herz ſich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr ſeins beſcheiden an.

Ich lieb Euch, ſprach ſie oft, und einer ſey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beide ſtets zu ſchwer!
Denn jeder liebte ſich bey dieſem Glück zu ſehr,
Als daß er eine Braut, die ſich ihm ſchenken wollte,
Und die er ſchon gehofft, dem andern laſſen ſollte:
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit,
Beſaß ein jeder auch zu viel Rechtſchaffenheit,
Als daß, ſo lang ihn nicht ſein Freund ſelbſt überredte,
Er ihn gekränkt, und ſie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hinderniß,
Und ſtill ertrugen ſie die Quaal feindſeliger Triebe,
Die Quaal der Eiferſucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und ſahn ſich oft, wenn ſie beſchämt einander ſahn,
Mit Thränen, die das Haus ſelbſt weinend machten, an;

Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergiessen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,

Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.

Prinz, ſprach der General, Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Troſt, den Troſt im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürſt, Ihr ſeyd ein tapfrer Mann,
Ihr ſeyd mein beſter Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht."
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß iſt wider Ihre Pflicht.
„Gott iſt nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürſten ſind es nicht."
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß ſind Sie, ſprach der Greis; ich hab es unverzagt,
In mehr als einer Schlacht, für Sie, mein Fürſt, gewagt;
Und itzt wag ichs zu Gottes Ehre.

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner iſt, belehre?
„So hätt ich Luſt, ein Böſewicht zu ſeyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König ſcheun;
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele tauſend ſeyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!"

Rhynsolt und Lucia.

[S. den Spectator, Vol. VII. n. 491.]

Umsonst wandt Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und ließ ihn die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landsverrätherey
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbey.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt Thränen schießen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen soll;

Ein Blick, beſeelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie ſah er Lucien ſo ſchön.
Er klagt ihr ſein unkeuſches Feuer. —
Verſchämte Muſe, ſags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe ſprach!

Um ſie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er ſie ſelbſt in ſeinen Kerker führen,
Und läßt ſie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung ſpricht aus Beiden.
„O Danvelt! ſoll ich dich vom Tode nicht befreyn
„Man eilt, dich ſchrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten:
„So wirſt du morgen nicht mehr ſeyn.
„Willſt du die Schande mir verzeihn:
„Nun ſo gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu ſagen,
Und drückt ihn ſtarr an ihre Bruſt.
Er klagt, und weint in ihre Klagen:
Ihn ſchreckt ein doppelter Verluſt.
„Soll ich den Tod, den peinlichſten erdulden?
„Ach! liebſtes Weib, ich bin zu ſchwach!
„Befreyſt du mich durch deine Schmach:
„So ſind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch — O Gott! was ſoll ich nun erdulden?“

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen ſah,
Ergiebt ſich thränend dem Barbaren.

Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannst du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weis, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzens tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!

Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.

Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Carl lieſt, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angeſicht.

Doch iſts genug, das Laſter zu beweinen?
Ein Tag wird angeſetzt; der Liebling muß erſcheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennſt du dieß Weib? ſpricht Carl. Ein plötzliches Erſchrecken
Verräth den Böſewicht; er räumt das Laſter ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet ſeyn.
Der Fürſt läßt gleich den Biſchoff kommen
Und wohnt der Trauung ſelber bey.
Du, ſpricht er, haſt ſie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dieß beweiſt nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verſchreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du biſt durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten,
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene*).

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In ſeinem ſtillen Hirtenſtande

*) Ich habe mich über dieſe und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner

Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Frölichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr:
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,

vermischten Schriften vorgesetzt, also erkläret: „Ich erfülle hier„mit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich, (in dem „123sten Stücke des Hamburgischen Correspondenten, vom Jahre 1756.) obgleich gezwungen, gethan habe, „und liefere meinen Lesern den größten Theil der Fabeln und „Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert, und an „vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der un„dankbarsten, die ich jemals unternommen habe; so wie sie „mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesetzt, es wäre „mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Feh„lern zu reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in „den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als „Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine „Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, „die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, „in der Farbe der Schreibart selbst besteht; wie kann diese ei„nem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt „mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit „ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Ge„sichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht ein„nehmend.“

Erstaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?"
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!

Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“ —
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachlichte Parthey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäfftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,

Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reutknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reutknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

Ach! fieng der Reutknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
Der Reutknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarievogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.

O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

O! sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,

Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
„O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
„Ich habs bald so, bald so versucht.
„Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O! sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.

Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weis ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!

Der Hochzeittag.

[S. den Tatler, im zweyten Bande, N. 82.]

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt, (ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen,)
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreyt,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor Vergnügen,
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam?
Da Ihr mich Aermsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist!
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“

Nein, Herr! Und gleich erſchoß er ihn.
Dann ſchrieb er dieſen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichſten dir, Vater, vorgeſtellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Menſch empfunden,
Itzt der Unſeligſte der Welt.
O! dürfteſt du doch niemals wiſſen,
Wie elend ich und du geworden ſind! —
Getödtet von mir ſelbſt, liegt ſie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebſtes Kind!
Mein Diener, deſſen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt ſchon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abſcheu nur betrachte,
Was ſollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod ſoll gleich der meine rächen.
Wenns möglich iſt, o! ſo verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann —

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elſter und der Sperling.

Ein Sperling ließ ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich ſchmecken,
Und ſchluckte ſtill die beſten Beeren ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke

Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß,
„So reif, Herr Sperling, und so süß,
„(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,)
„War, was nun auch der Winzer spricht,
„Der Wein seit vielen Jahren nicht.“
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh genieſſen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wiſſen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig, und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht schmecken will;
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will?
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich, bis zum Neide.

So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genieſſen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns sichrer bleibt, und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir sind allein.
„Was giebts?“ Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein myſtiſch Nein.

O lern doch, unvorsichtge Jugend!
Die laut von allen Sachen schreyt,

Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutſamkeit!

Nachdem er den Criſpin beſchworen,
Das zu verſchweigen, was er ſagt:
So ziſchelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit deſto ſtärkrer Stimme ſang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und ſang, und ſah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eiferſucht erfüllt,
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte ſie die Stimme;
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchoß darauf mit ehrſuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſüchtiger, wie du!
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht,
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weis nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,

Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgespieen.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bey Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein, Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch im Edelhof besessen,
Dieß sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ists erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderschaft,
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören.

So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit,

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialectisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,

Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kur, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine.

Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Geſicht,
Das Herz, das aus Serinen ſpricht.
Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Palaſt, ſchon Freund und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erſt mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht ſeyn!
„O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und ſprich: wodurch beſieg ich einſt Serinen?“
Sey, ſpricht ſie, kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Luſt in ſtillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und beſcheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu ſehr.
Schon ſuchte Semnon ſtillre Freuden;
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine floh ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.

Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Semnon vorzuziehn;
Allein mehr als zu bald ſoll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm entriſſen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal verſüſſen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verſchwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der Liſt und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was ſonſt ſein Herz erfreute,
Nichts, als ſein treues Weib; im widrigſten Geſchick

Sein Beystand und auf stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben;
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn."

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes comisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrack, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!

Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt,) ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſetzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut,
Verhüllt ſie drauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den ſie ſo lieb, wie ſich, und wohl noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhniſch; doch er lache!

Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu seyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach!
War alles, was sie trostlos sprach.
Dieß trieb sie länger noch als vier und zwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobalds den Stephan sah:

Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.“
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,

Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs —

„Dieß geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie schon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„Sie müssen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!“

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es seyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sichs klagen!

„Es ist kein hartes Fischholz da;
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es ist hart Holz, und es zerschlagen?“
Das Bild? Nein, nein — doch — thus nur. Ja. —
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
„Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen:
„Zum Fenster gieng es wohl heraus.“
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich so nicht länger klagen.

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst, mit Neid und Unverstande,
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschliessen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weis, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,

In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That siehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir versprechen
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?"
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,

Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;

Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.

Vielleicht iſt, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſichs ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärinn, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo beſtraft mit kranken Kindern ſeyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obſt und Magen.
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſern jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſobald ſie laufen,
Mit uns, in Hitz und Froſt, durch Fluren und durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

Was macht viel Kinder ſiech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, ſoll dein Kind geſund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!"
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?

Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen,
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn itzt verlassen.
Ach! bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu Herzen fassen,
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weis nicht, bat er für den Alten,
Und wann er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird gerufft. Ich weis wohl, sprach der Greis.
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weis.
Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig Ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescheerte,
So hab ich ein Gelübd gethan,

Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweydrittel stehen;
Da les Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Testament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er sterben wollte,
Wie ruhig schlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth; und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dieß, so will ich freudig sterben.

Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,

Und las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bey tausend Hinderniſſen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan?
Und bist du weiser, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn, von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geschäffte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit Wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
So dacht ich, liebster Sohn! so sucht ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu seyn.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab.
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavinn spricht;
Wie selten straft dieß ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann.
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,

Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar;
Und dennoch ists nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug er starb, und ward, weil ers so haben wollte,
Daß sein Gebein bey der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeynet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.

Der Küster, und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag,
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?"
Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid aufs neue."

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.

Nein, ſchrie der Küſter, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, ſeyd nicht werth —

Der Sarg ward umgeſetzt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe ſtörte.
Mich deucht, dieß iſt der Schönen Fehler nicht.
Und iſt ers ja, wie mancher Spötter ſpricht:
So iſt ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küſter zu erſcheinen.
Sie weinte ſo, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küſter doch verſtand.
Er ließ noch dieſe Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon beſonders eingeſcharrt.
Und noch in Beider Gegenwart
Verſchwand die Frau mit heitern Mienen,
Und iſt ſeitdem nicht mehr erſchienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu ſchwingen?
Fragt einſt ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, ſo viel ich weis.
Seyd tapfer! Mancher iſt geſtiegen,
Weil er entſchloſſen in Gefahr,

Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen.
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verhelen,
„Ich habe leichtere gehofft.“
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr; auch Narren steigen oft.

Beurtheilungen

einiger Fabeln

aus den Beluſtigungen.

Beurtheilungen

einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige, und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.*)

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.
Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,

*) (Belustigungen 1741, S. 557.)

So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt; und sang sie vormals sehr,
So sang sie itzt noch dreymal mehr.
Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damons großen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
Daß dieses Bild die Schwester sey.
Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen,
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.
Sie läßt sich zwo Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.
Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich mit sich allein
Betrogen in den Wettstreit ein.
Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh;
Stets singt das Echo so, wie sie.
Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden,
Sie singt, und will zu ihrer Pein
Eh sterben, als nicht überwinden,
Eh siegen, als am Leben seyn.

Sie singt, allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.
Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.
Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdest du wohl manchem Held,
Und manchem Weisen beygesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung, an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch

wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist; betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann Beides in der Fabel thun, weil sie es außer der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsüchtige immer einen noch Ehrsüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint ein Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weis ich itzt eben so wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste

deswegen, damit sie Damon heraus lassen kann; und das andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegen über sitzen. Dieses ist also der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beinahe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiedenen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils schließen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Innhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Versmaaße der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Innhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepunkte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählt ist, machen, und sie in das Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß

die besten Stellen verloren gehen; daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will; daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich, oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüßiges Beywort. „Die Lerche sang bey manches Morgens hellem Schimmer „froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied." Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abendlied. „Und ruhte nicht, „bis daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt durchdrang." Klang; unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweite Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum Ver-

„gnügen das Thürchen nicht beym Füttern an.“ Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser: er ließ die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. „So, daß „sie aus dem Bauer fliegen und in der Stube flattern kann.“ Das so, daß, ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weis ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und sang sie vormals sehr: „so sang sie itzt noch dreymal mehr.“ Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreymal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freyheit lieber, „als Kerker, welche Gold umzieht.“ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie sieht sich selbst, und meynt da- „bey, daß dieses Bild die Schwester sey.“ Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses gehen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie itzt sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stutzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.“ Klein, ist hier ein sehr über-

flüßiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heißen: Bald will sie aufflie-gen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da „bringt der Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zu-„rück." Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint ge-reimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal; ist dieser Saal ein Vorsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich zwo Minuten stören." Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arith-metisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren Geist." Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meynt die Schwester selbst zu hören." Die Schwester; weg damit! Selbst ist überflüßig und nur des Versmaaßes wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel weist." Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu dar-stellt. „Drauf läßt sie sich mit sich allein betrogen in den Wett-„streit ein." Drauf ist kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte, und verur-sacht eine Dunkelheit. In den Wettstreit; nicht den, son-dern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grim-me." Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. „Sie zieht, sie trillert, mengt und paart der hel-„len Kehle starke Stimme auf hundert und auf tausend Art." Diese drey Verse betrügen auf den ersten Anblick, und scheinen harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; gehen diese

Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle, und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heissen: Dennoch fährt sie herzhaft fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, siegen, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehen, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklave, und der Poet der Herr.

La rime est une esclave, et ne doit qu' obéïr.

„Sie singt; allein zu ihrer Schmach." Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. „Das Echo wacht;" wacht ist unnatürlich. „Und thut es nach;" thut, ist platt; warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Achte Strophe. „Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge, „die so bethörte Sängerinn, mit aufgebrachtem schnellen Fluge, „nach der verhaßten Freundinn hin." Drauf, schon wieder!

Bey dem letzten Zuge; was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltsamkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundinn, ist langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundinn von ihr? Sie sah sie ja itzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, ist also hier ein Spielwerk. „Und stößt sich in der Raserey am Spiegel Kopf und Hirn entzwey." In der Raserey; wer wird dieß von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey stoßen? Ich dächte, das erste wäre genug gewesen? Das Gehirn ist unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt man nicht, sich das Gehirn entzwey stoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon aus der „Stube." Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnet? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! O spricht er, da er nachgedacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O! kämen die in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so figürlich mit sich selbst reden? das ist nicht wahrscheinlich. Genug er sagt: „O kämen die in eine Grube, die Ehr

„und Schatten umgebracht, so würdest du wohl manchem Held „und manchem Weisen beygesellt.“ Was bedeutet Schatten: Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche, und den figürlichen in Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweydeutig. Manchem Held ist wider die Grammatik; manchem Helden. Beygesellt, lieber zugesellt; wiewohl auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte critisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, daß ich sie, aus Hochachtung für das Publicum und den Geschmack, nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.*)

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und, außer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.
Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.
Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;

*) (Belustigungen 1741, S. 82.)

Halb ſtolze, halb verſchämte Mienen,
In denen Ernſt, Gefahr und Luſt
Einander zu begegnen ſchienen,
Durchdrangen unſers Schäfers Bruſt.
Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn dieſe Waſſerdirne,
An der er tauſend Anmuth fand.
Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben;
Der beſte Riß bleibt ein Verſuch.
Kurz: Sie zu ſehn und nicht zu lieben,
War, wie man ſagt, ein Widerſpruch.
Der gute Schäfer ſteht zerſtreut,
Vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden,
Und klagt mit ängſtlichen Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich ſoll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du ſollſt mein Herz beſitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.
Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen
Soll dich, Neptun, ſogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben!
O ſpare Seufzer, Wunſch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.
Der arme Thyrſis ſeufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Widerhalle,
Bis wiederum Neptun erſcheint.

Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.
Die Nacht befördert Thyrsis Ruh;
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weis sein Glück kaum gnug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.
O Fabel! meynst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und bekömmt sie. Dieß sind die Haupttheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Die Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, jedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptsache. Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit seinem Stande war? Nein,

man will ein Zuschauer von der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant.*)

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf diese Weise hätten die beiden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung anstatt der ernsthaften Miene, die ihr nicht läßt, die

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 180.

lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'esprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, repondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties. *)

Dieses gilt von jedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der größern; ja von der kleinen um desto mehr, je geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon lange von andern ist getadelt worden. **)

*) Ebendas. S. 175. **) Der Engländer Denis (S. Select Fables by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possest of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life;
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttin war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unsrer Liebe sehr übereilet; wir sehen auf den äußerlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachlässiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der göldnen Zeit, ein

„Thyrsis im Arkaderlande:“ die zweyte Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit.“ Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort sein. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war „sein Gehülfe u. s. w.“ Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüßig ist, ist allemal verwerflich,

wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüßig, und zu lang.

— Recideret omne quod ultra
Perfectum traheretur —

sagt Horaz*) vom Lucil, wenn er wieder aufstehen und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilfe den Reim zu sehr. „Er kannte weder List noch Feind." Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner Matte;" ist wenig gesagt. „Er wünschte nichts, als was er hatte." Diese Beschreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und Freund." Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe droht Gefahr! „Das Meer zeigt ihm die beste Schöne." Das Beywort beste ist matt. „Er wird die nackende Sirene mit niegefühlter Luft „gewahr." Mit niegefühlter Luft; worauf bezieht sich diese Luft? Ueberhaupt auf alle seine Luft, die er je empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. „Zwo blauer Augen Blick „und Zug, die schmachtend voller Wollust brannten, sich nach

*) L. I. Sat. 10. und Boileau A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop est fade et rebutant:
L'esprit rassassié le rejette à l'instant.

„dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth ge„nug.“ Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein Paar blaue Augen; ja, das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben; sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke seyn.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément. *)

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht schmachtend auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? — „Sich nach dem „Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.“ Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich Streiter. „Halbstolze, halbverschämte Mienen, in denen Ernst, Gefahr „und Lust einander zu begegnen schienen.“ Welches Gemälde der Mienen! Halb stolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken, und also auch malen. In diesen Mienen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Miene? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Mienen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weis ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Mienen begegnen also erst der Ernst, und dann die Gefahr, und auch die Lust einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 153.

dieſe perſonificirten Begriffe einander? Bruſt, anſtatt Herz, iſt ſehr hoch bey dieſer Gelegenheit, und durchdringen iſt eben nicht ſchön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchdringen meine Bruſt. Hört man keinen Zwang bey dieſem Ausdrucke? „Dieſe Waſſerdirne," ein garſtiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von „weißen Hüften bis zur Stirne." Nicht viel Idee, und ſehr viel Worte. So verliert ſich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beſchreibung vom Kinne an zu viſiren, bis auf die Hand? Man ſagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieſes die äußerſten Theile ſind, die einander entgegen ſtehen; aber das Kinn und die Hand ſind es nicht. Das Kinn, in ſo weit es bloß rund iſt, iſt eben noch nicht ſchön; ich kann eben ſo wohl der runde Arm ſagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: ſo ſollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weißen Hüften bis zur Stirne." Erſtlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgeſetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner iſt das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich ſollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne ſtehen auch in keinem Verhältniſſe, und das Wort Hüften iſt wider den willkührlichen Wohlſtand. „An der er tauſend „Anmuth fand." Nachdem ſchon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Urſache hintennach geſchlichen, daß er tauſend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieſes iſt das finden, und das tauſend ſehr proſaiſch. „Nie „wird ſie reizend gnug beſchrieben." Das ſieht man aus der Beſchreibung ſelber. „Der beſte Riß bleibt ein Verſuch." Riß für Abriß, Abbildung, nicht gut. Verſuch; es ſollte hier un-

streitig heißen, unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da: „Kurz, sie zu sehn „und nicht zu lieben, war, wie man sagt, ein Widerspruch.“ Kann ich sagen: Ich sah das Frauenzimmer, sie war außerordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehen und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber, etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. „Der gute Schäfer steht zerstreut, ver„gißt sich selbst und seine Heerden.“ Erst die Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. „Und klagt mit ängst„lichen Geberden der Schönen seine Zärtlichkeit.“ Aengstlich ist zu hoch getrieben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. Warum nicht lieber schüchterne, furchtsame Geberden: Diese sind der geschwinden Liebe eigen. „Dich, rief das „Kind, kann ich erhitzen?“ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind; und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanenmäßig, eben so wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhen soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott der „See: Ein Opfer von zwo feisten Ziegen.“ Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? „Soll dich, Neptun, so gleich vergnügen.“ Das so gleich ist sehr pünktlich, contractmäßig, und verräth eine große

Meynung von seinem Opfer; und das vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. „Wofern ich „nicht vergebens fleh;" klingt zu drohend. „Dir, spricht Nep„tun, mein Kind zu geben?" Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist die Sirene seine Tochter? „O spare „Seufzer, Wunsch und Harm!" In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Leben ein ewig Un„glück in den Arm." Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

„Der arme Thyrsis seufzt und weint." Thränen möchte Thyrsis wohl vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit „manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen Wiederhalle, „bis wiederum Neptun erscheint." Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis „wiederum Neptun erscheint." Wenn ich auch die Versetzung des wiederum nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Innhalte nach sehr philosophisch und docirend.

„Die Nacht befördert Thyrsis Ruh." Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die Sirene." Auf was für Weise? „Der Schäfer trägt die nasse Schöne entzückt nach „seiner Hütte zu," und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch

ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint? „Sein mattes Herz wird wieder frisch.“ Gezwungen, und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meynst du nicht die Welt, die früher liebt und „eher brennet.“ Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn für „göttlich hält.“ Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „Man liebt der Schönen „Mund und Stirne.“ Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht leugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein Paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdann verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube.*)

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
Früh, wenn beym ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.
Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die älteste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünstelt vor.
Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weiß;
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frey,
Die schönsten Latschen an den Füßen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen,
War schön, und doch dem Manne treu.
Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder auferzogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.

*) (Belustigungen 1742, I, S. 100.)

Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.
Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dieß ist der Bösen Eigenschaft!
Der Sperling ward so gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
Zu diesem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!
Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Luft;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spaz so gut gewußt.
Einst frißt er in der schönsten Ruh.
Da sieht ihm unsre Taube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen?

Der Sperling hüpft sogleich empor:
Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?
Du frömmer? rief die Taube nach,
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Brust gebessert sey.
Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unsre Tugend ist die meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. All-

ein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht „den geilen Scherz, wird karg, und nennt sich fromm und klü„ger.“ Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdann hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehret. Dieß habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles, was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspunkte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redte ihn deswegen also an. Ich weis auch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht.“ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht;“ sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling „half den frommen Tauben oft ihre Kost vom Schlage rauben.“ Half rauben, anstatt, er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn beym ersten Sonnenschein der Haus„wirth sang und Futter streute, fand er sich an des Schlages „Seite mehr frech als scheu zum Frühstück ein.“ Beym ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweite Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammen gezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. „Die älteste von den stillen Thieren.“ Wer wird die

Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hüner, die Schafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr redlich als gekünstelt vor.“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weis ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Charakter? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals „und Brust wie Schnee so weiß.“ Sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien sich „ihr Mann oft zu bespiegeln.“ Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur schien? That ers nicht

wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust „gewölbt und frey.“ Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die schönsten Latschen an den Füßen.“ Sie trug also Latschen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatschen oder Filzschuhe. „Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen, war „schön, und doch dem Manne treu.“ Ist treu zu seyn eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurück halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch „größre Dinge zierten sie.“ Die Dinge schicken sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie ihre Kinder mit ins Feld nahm, und sie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geschickter Müh; ist gezwungen. Wohl; ist hier matt, prosaisch. Zwanzig Kinder; nicht schön. „Die Körper, die in Fur„chen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt.“ Das lehrte sie, ist hart, gezwungen. Sind euch bestellt, anstatt, sind für euch, ist Reim, ist Undeutsch. In Furchen; nein! in den Furchen. Nicht ungestüm und auch nicht blöde. Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reims wegen! „Bist „du, so fragt sie, tugendhaft? Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den beschieden,“ nämlich, ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die den: Vermuthlich die Umstehenden, also denen, diesen; Undeutsch, wider die Grammatik! Du

nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? Dieß ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt!

„Der Sperling ward so gleich gerührt." Darüber kann man sich mit Rechte wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur „bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder Sagen „zu diesem Siege beygetragen." Es scheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „Ob mehr ihr Ansehn „oder Sagen." Das Sagen anstatt ihrer Rede, ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege beige„tragen." Beygetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schickt sich hierher nicht. Die Ueberzeugung war geschehen. Da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich von dieser Stunde." Das gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur." Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern „sahe." Das ob er, anstatt, ob er gleich, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;" nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einst frißt er in der schönsten „Ruh;" schönste Ruh, schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. „Da sieht ihm „unsre Taube zu." Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt „du im Sitzen." Im Sitzen! merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „Der Fremden Frucht bequem zu „nützen." Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden

Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft sogleich empor.“ Hüpft empor, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den Schoten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor. Dieß ist fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nöthig? ist der Umstand gebraucht worden? „Hab ich mein Laster nicht „gelassen?“ Mein Laster; zu arg! Frömmer als zuvor, ist nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Taube „nach.“ Warum nach? Ist es nicht an rief genug? Sieht der Leser nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung ist? „Du bist noch eben deine Schmach.“ Das ist sehr poetisch geredt, bis auf das eben, das schickt sich in den fremden Ton, du bist deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Fresser, ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. Ist zu grob geschmählt. Das heißt, die Natur ergreifen, nicht schön nachahmen. „Dir wohnt dein böser Trieb noch bey.“ Beywohnen; ein böser Trieb wohnt mir bey; ist das die Sprache des Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. „Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen.“ Beyzubringen; gereimt, anstatt, dich zu bereden. Dieß war das Wort. „Daß deine Brust gebessert „sey.“ Brust sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Miene, und also die Miene, die sie nicht haben soll. „Bald, Plato, trifft dein „Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.“ Gelehrt! Plato hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, sie träfe oft ein. Ist also nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. „Ein Laster wird itzt ausgetrie„ben.“ Austreiben ist platt; vertreiben sollte es heißen. „Der Weichling flieht den geilen Scherz.“ Was ist der geile Scherz? Vermuthlich die Wollust. Heißt die Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermuthlich mit Herz schließen. „Wird „karg und nennt sich fromm und klüger.“ Klüger; gezwun-

gen. Die ganze Moral hätte heißen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein andres, und bereden uns, besser zu seyn. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler; und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt, elend seyn. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl jemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammendrucken lassen?

Moraliſche Gedichte.

Der Menschenfreund*).

Wie selig lebt ein Mann, der seine Pflichten kennt,
Und, seine Pflicht zu thun, aus Menschenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienst der Welt verbindet,
Beruf, und Eid und Amt schon in sich selber findet!
Ihm wird des Andern Wohl sein eignes Himmelreich;
Er fühlet meine Noth, als träf ihn selbst der Streich;
Und das, was ihn beherrscht, ist ein gerecht Bestreben,
So treu, als er sich lebt, der ganzen Welt zu leben.
Daß seine milde Hand dir Glück und Ruhe schafft,
Ist kein erzwunger Trieb von deiner Thränen Kraft:
Er sieht, du bist es werth, er sieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirst du durch ihn besitzen.
Nicht macht er dich beglückt, daß du sein Sklave seyst,
Und aus Erkenntlichkeit ihm dein Gewissen leihst,
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig schenkest,
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubst und denkest.
Auch hilft dir nicht sein Herz nur bloß aus Weichlichkeit,
Indem es jede Noth aus innrer Wollust scheut;

*) (Zuerst mit der Ueberschrift Die Menschenliebe in den Belustigungen des Verstandes und Witzes 1743, II, S. 426 f., dann, hie und da umgeändert, als Anhang in den Fabeln und Erzählungen, 2. Th. 1748.)

Viel minder wird er dich mit seiner Gunst beglücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von seiner Huld vermehrt,
Von seinem Arm beschützt, damit man öfters hört:
„Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,
„Ich sprach: er werde groß; und er ist groß geworden."
Nein, wenn der Menschenfreund sich um dein Wohl bemüht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der Erdkreis sieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verschweigen;
Gott und sein eignes Herz sind ihm die liebsten Zeugen.
Kein Stolz, noch Eigennutz wirkt seine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfniß heischt, dieß reizet seine Triebe,
Auch ohne Ruhm und Lohn zu wahrer Menschenliebe.
Nie hält er sich zu schwach, dir hülfreich beyzustehn;
Sein Ansehn und sein Freund, sein Stand, sein Wohlergehn,
Sind Mittel deines Glücks; und kann er nicht durch Thaten,
So wird er durch Verstand, und durch Erfahrung rathen.

O! spricht er bey sich selbst, mir gab der Allmacht Hand,
Bey Gütern und Gewalt, auch Willen und Verstand;
Die letzten wend ich an, damit die ersten Gaben,
Indem sie mir genützt, der Welt genützet haben.
Was soll der reiche Schatz? Wie? soll er nur allein
Des Moders halber Raub und meine Marter sein?
Und soll ich, als ein Thor, mein Herz und mein Gewissen,
Vergnügen und Verstand zugleich mit ihm verschliessen?
Welch Elend ist mein Glück, wenn ich von Unruh voll,
Als meines Schatzes Herr, den Schatz nur hüten soll!
Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
Damit ich reicher noch, als meine Väter, sterbe?
Ist dieß des Reichthums Frucht, daß ich, dem Geize treu,

Bey allem Ueberfluß selbst arm und dürftig sey:
So fluch ich auf mein Glück, und nenn es eine Bürde,
Und hielt ein Freudenfest, wenn sie gestohlen würde.
Der, der aus seiner Hand, die ihn mit Müh ernährt,
Und noch vom Fleiße schwitzt, sein schwarzes Brodt verzehrt,
Und sichs zufrieden gönnt, ists gleich das letzte Stücke,
Lebt besser ohne Glück, als ich bey großem Glücke.

Zwar seh ich, wie Gargil sein reiches Gut gebraucht,
Wenn stets sein Speisesaal von zwanzig Schüsseln raucht;
Nie hebt die Tafel an, so zeigen neue Trachten,
Daß ihm die Väter nicht umsonst ihr Geld vermachten.
Wahr ists, Gargil lebt wohl, komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gast zu spät, wo stets der Mundkoch wacht.
Dich wird der liebste Wirth mit Speisen überladen,
Mit Gläsern auf dich gehn, und dich mit Weine baden.
Trink dich um den Verstand, du trinkst ihm nie zu viel.
Du taumelst, taumle recht, denn dieses wünscht Gargil;
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne streichest,
Und, krank durch seine Huld, aus seinem Hause schleichest.
So braucht Gargil sein Gut, und legt der Schwelgerey,
Mit welcher ers verpraßt, der Großmuth Namen bey,
Und meynt, er lebe klug, und lebt, und schwelgt bethöret,
Bis sein Palast für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

O! denkt der Menschenfreund, Suffen mag Häuser baun,
Und sich, beym Leben schon, durch Stein verewigt schaun;
Was nützt die stolze Wand, als daß von seinem Segen
Die Enkel einst, in ihr, der Wollust sanfter pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt theure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen;

Den Künstlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm ertheilen.
Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn;
Es ist bequem genug, mich und den Freund zu fassen;
Der Freund besucht es gern, und wirds nicht gern verlassen.
Den Fremden, und dem Freund sey stets mein Tisch gedeckt.
Wenn ein gesund Gericht mir und den Gästen schmeckt;
Was soll der Ueberfluß aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tisch und mir zur Last, vor meinen Augen stehen?
Macht mich ein kluger Freund, durch Reden voller Geist,
Bey wenig Speisen satt: so hab ich wohl gespeist,
Und tausche nicht mit dem, der hundert Schüsseln zählet,
Und doch bey jeder klagt, daß ihm der Hunger fehlet.

Die Welt hat Recht genug zu meinem Wohlergehn.
Was ich nicht selbst bedarf, muß ihr zu Dienste stehn.
Für alle schuf der Herr die Güter dieser Erden,
Für alle, die da sind, und noch gebohren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt,
Und der, zum Greis versehn, vor Noth als Jüngling stirbt;
Daß mancher Vater ächzt, weil er bey Fleiß und Wachen
Nicht so viel Brodt erschwitzt, die Kinder satt zu machen,
Thut dieses die Natur? Giebt sie nicht reichlich gnug?
Verschwendung, Hoffart, Geiz, List, Eigennutz, Betrug,
Dieß macht den Erdkreis arm. O steinern Herz des Bösen,
Zum Retten hast du Kraft, und willst doch nicht erlösen!
So lange siecht Philet von Weh und Angst beklemmt;
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt.
Er leidet ohne Schuld, und wäre längst genesen,
Wärst du zum Mitleid nicht zu kalt und karg gewesen.

So denkt der Menschenfreund; er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus, und freut sich, daß sein Gut

Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert,
Und, wenn er längst verweſt, noch manches Elend hindert.
Er hilft der Wiſſenſchaft; weil, wenn er die beſchützt,
Er auch der Wahrheit hilft, und auch der Tugend nützt,
Und ihrem größten Feind, der Gott und ſie entehret,
Dem Sohn der Finſterniß, dem Aberglauben wehret.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geiſt, als Glück, verliehn,
Iſt ſeiner Achtung werth; er ſucht ihn aufzuziehn,
Durch Beyſpiel, durch Verſtand, durch Großmuth, Hülf und Wachen,
Klug, edelmüthig, treu, groß, und beglückt zu machen.
Was kann er Edlers thun, als daß er für die Welt
Ein nicht von ſeinem Blut entſproßnes Kind erhält?
Er ſchenkt ihm Zucht und Kunſt; der Vater gab ihm Leben:
Wer hat für dieſen Sohn das Meiſte hergegeben?

Er ſetzt das ganze Jahr gewiſſe Gelder aus;
Für wen? frißt ſie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er ſich damit der Dichter Lorberreiſer?
O nein! erröthet nur, er baut den Wittwen Häuſer,
Wird zarter Waiſen Gott, und ſchätzt ſich dann beglückt,
Wenn ſie, durch ſeine Hand*) zum Dienſt der Welt geſchickt,
Den Zeiten nützlich ſind. O! ſpricht er, dieſer Saame
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und ſpäter Name.

So wie der Wuchrer zählt, wenn itzt ein Jahr verläuft,
Wie hoch ſein baares Geld ſich durch die Zinſen häuft;
So zählt der Menſchenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher ſeines Guts, das Wohlthun ſeiner Hände.
Er lacht des eitlen Staats; für das verſchmißne Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,

*) Huld 1748, ebenſo in den Beluſt.

Die ihm im Wege stehn, und ihm und seinen Pferden
Am Müßiggange gleich, und gleich an Geilheit werden;
Für dieß verpraßte Geld weis unser Menschenfreund
Den, der mit Jammer wacht, und auf dem Lager weint,
Aus Liebe zur Natur, bewegt von selgen Pflichten,
Großmüthig zu erfreun, und göttlich aufzurichten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts, als ein gehorchend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Zepter in die Hand:
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groß, wie August, regieren.
Er hält nicht Glück und Volk für sich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt von Gott hervorgebracht;
Ihm will er, als sein Bild, durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe sucht er dieß, und wirds durch Lieb erreichen.
Kein Undank schreckt ihn ab, dir noch sein Herz zu weihn.
Versuch es, sey sein Feind, du wirsts nicht lange seyn:
Durch Wohlthun wird er bald Haß und Verfolgung schwächen,
Und, wenn du ihn bedrängst, sich nur durch Großmuth rächen.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund! sprich seiner Huld nicht gleich den Nutzen ab;
Der Landmann pflegt im Herbst den Acker feist zu bauen,
Und sein erspartes Korn den Hufen zu vertrauen.
Itzt sieht er keine Frucht, er sieht nach kurzer Zeit
Sein reich gestreutes Korn vergraben und verschneyt,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt sich sein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Das Grüne sproßt hervor, die Saat fängt an zu blühn,
Der Stengel eines Korns, so klein er erstlich schien,
Wird vielfach schon ein Halm; dann trägt in vollen Aehren
Ein einzig Korn oft Brodt, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohlthat Frucht sich nicht im Augenblick;

Itzt leget sie den Grund zu eines Waisen Glück.
Dieß scheint nicht viel gethan; was hilft das Glück des einen,
Wenn tausend gegen ihn ihr Unglück noch beweinen?
Doch warte kurze Zeit, der Waise wird ein Mann,
Der durch Verstand und Kunst und Güter dienen kann.
Er hilft, er dient, er nützt, sorgt, wachet und verbessert,
Und mehrt des andern Wohl, so, wie man seins vergrößert.
So keimt aus einem Glück oft ganzer Häuser Heil,
Und ganzer Häuser Wohl wird ganzer Länder Theil:
So nützt des ersten Hand, die dem das Glück gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.

O! wollte doch der Mensch des Menschen Schutzgott seyn:
So wär das meiste Weh noch unbekannte Pein!
Belebte jedes Herz der Geist der Menschenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder schuf uns Gott, als Bürger einer Welt,
In der des einen Hand die Hand des andern hält.
Wir trennen dieses Band, und bleiben fühllos stehen,
Und bauen unsrer Glück auf andrer Untergehen.

Ein treu und redlich Herz wohnt bey Vernunft in dir;
Allein du denkst, du sprichst, du glaubst nicht so, wie wir:
So siehst du deine Quaal in blinder Eifrer Händen,
Die redend heilig sind, und Gott durch Thaten schänden.
Aus Eifer für den Gott, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und stößt aus Heiligkeit
Dich schäumend von sich aus, und suchet durch Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich christlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner Pflicht,
Rechtgläubig vor dem Herrn, ein heilig Blutgericht,
Zum Bau des Christenthums und Ketzern zum Verderben,
Die oft weit seliger, als ihre Henker, sterben?

So lieblos macht der Mensch den Menschen unglücksvoll,
Statt, daß er ihn als Freund mit Sanftmuth tragen soll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht, und Menschenliebe galten!

Reichthum und Ehre.*)

Wie? leb ich darum nur, daß ich mich lebend kränke?
So ist mein Leben selbst das schrecklichste Geschenke:
So wünscht ich tausendmal, daß ich, von Einsicht leer,
Unedel, wie das Thier, nicht wüßte, daß ich wär.
Zufrieden will ich seyn, gesichert vor den Schmerzen:
Dies wünscht und sucht mein Herz und mit ihm Aller Herzen.
Allein, wie still ich ihn, den Trieb, der mich besiegt?
O! wär ich reich und groß: so wär ich wohl vergnügt.
Könnt ich im Ueberfluß die Güter mir gewähren,
Wovon mich jedes rührt, was würd ich mehr begehren?
Ja, Reichthum wünsch ich mir. Doch hab ich auch bedacht,
Ob das der Reichthum ist, wozu der Schein ihn macht?
Kann nicht, durch Wahn verführt, mein Herz für ihn entbrennen?
Ihr, die ihr ihn besitzt, lehrt seinen Werth mich kennen!

Cleant, der reichste Mann, wird der zufrieden seyn:
So ruh ich eher nicht, bis Schätze mich erfreun.
Ich geh ihm heimlich nach. Er zählt, und lacht im Zählen,
Und eilt, was er gezählt, in Schlössern zu verhelen.
Des Kastens Thüre knarrt, vor dem er schmachtend kniet:

*) (Zuerst in den Lehrgedichten und Erzählungen, 1754.)

Cleant erschrickt, springt auf und sieht sich um, und sieht
Die Kammer zehnmal durch, greift zitternd auf das Bette,
Ob sich vielleicht der Dieb darinn verborgen hätte.
Er findet nichts und geht, tiefsinnig geht er fort,
Mißtrauisch kehrt er schnell nach dem verlaßnen Ort,
Und greift an jedes Schloß, und reißt, um zu erfahren,
Ob sie verschlossen sind, wie sie verschlossen waren.
Cleant! Dich ruft dein Weib, der Tisch ist schon bereit.
Man bringt ein halbes Brodt, er sieht es an, und schreyt:
Wie? gestern schnitt ichs auf, und halb ists schon verzehret?
Frau! Bettler werden wir, wenn das noch länger währet.
Er ißt und schielt auf das, was er dem Weibe gab;
Es schmeckt der guten Frau; dieß ist genug: deckt ab!
Ein Mann, der mehr besitzt, als oft kein Prinz besessen,
Ißt sich nicht satt und läßt sein Weib nicht satt sich essen?
Nichtswürdiger Cleant, du solltest glücklich seyn?
Du, deines Schatzes Knecht? Nein, er ist deine Pein.
Bestraf mich nicht, o Gott, mit Schätzen dieser Erden,
Um ein Unseliger, um ein Cleant zu werden!

Ich eile vom Cleant zum glücklichern Lupin.
Er glänzt und alles glänzt in seinem Haus um ihn:
Er führt mich selbst herum. Mehr kann ich nicht erblicken,
Mehr Kunst und mehr Geschmack, ersonnen zum Entzücken.
Hier herrscht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht.
Was Künstlern witzig glückt, was Maler ewig macht,
Was seine Wollust heischt, dieß lachte mir entgegen,
Und nichts gebrach an dem, was Menschen wünschen mögen.
Wie glücklich, fieng ich an, wie glücklich sind Sie nicht!
Und eine Röthe stieg Lupinen ins Gesicht.
Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr, als dieß, begehren?
Ich glücklich? sprach Lupin, und schon entwischten Zähren;

Mein Sohn, ein Böſewicht, den ich nicht beſſern kann,
Mein Weib, das mich nicht liebt — Ich unglückſeliger Mann!
Was hilft mir mein Palaſt; was helfen Millionen?
Würd ich dieß Elend los, in Hütten wollt ich ich wohnen.

Alceſt iſt reich und jung, genießt, was er beſitzt,
Und ſorgt, man rühmts ihm nach, daß es auch Freunden nützt.
Kein Geiz, kein Weib, kein Sohn ſtört ihn in ſeinen Freuden,
Kein Neid; wie könnte man den, der gern giebt, beneiden?
Sein Haus iſt eine Stadt und jeder Tag ein Feſt.
Wenn niemand glücklich iſt: ſo iſts vielleicht Alceſt.
Itzt zeigt mir ihn mein Freund. O welch ein blaß Geſichte!
Wie kraftlos geht der Mann! Sind dieß des Fiebers Früchte?
Ja, ſiech zu ſeyn, dieß iſt ſein Unglück auf der Welt.
Noch ſiecher machen ihn die Aerzte für ſein Geld;
Ich kenn ihn, ſpricht mein Freund, die Nacht iſt ſeine Plage,
Und für die Quaal der Nacht rächt ſich Alceſt bey Tage.
Er ſuchet Freund und Welt, Zerſtreuung, Spiel und Scherz;
Doch weder Freund noch Luſt bringt in ſein mattes Herz.
Sein Tiſch iſt reich beſetzt, ſein Wein iſt ſtets der beſte:
Doch beydes, Tiſch und Wein, vergnügt nur ſeine Gäſte.
Alceſt iſt mißvergnügt und will es doch nicht ſeyn.
Er ißt, ihm ekelt ſcho er trinkt, ihm ſchmeckt kein Wein.
Doch ſetzt er denen zu, die bey der Tafel eſſen,
Und trinkt den Wein mit Zwang, nur um ſich zu vergeſſen.
Ach! ſprach er einſt zu mir, ich bin mir ſelbſt verhaßt;
Mein Reichthum heißt mein Glück, und iſt doch meine Laſt;
Was mich am Tag erfreut, quält ſchlaflos mich im Bette.
Siech bin ich; würd ichs ſeyn, wofern ich minder hätte?

Cleant, Lupin, Alceſt, ſo fehlt, ſo reich ihr ſeyd,
Euch bey dem Ueberfluß doch die Zufriedenheit?

Und Tausend, die der Thor bey Schätzen glücklich preiset,
Beweisen tausendfach mir das, was ihr beweiset.
So brauch ich, um beglückt, nicht eben reich zu seyn?
Und zur Zufriedenheit nicht Pracht und Fülle? Nein.
Vernunft! so wehre doch den ungerechten Trieben,
Und nöthige mein Herz, die Schätze nicht zu lieben,
Die man mit Müh gewinnt, bald prassend sie verzehrt,
Bald geizig sie bewacht und bald mit Fluch vermehrt.
Wie schwer, wie mühsam ists, sich Schätze zu erwerben!
Soll ich sie dumm erfreyn und hinterlistig erben?
Soll ich durch Sklaverey vor Großen sie erflehn,
Und niederträchtig seyn, um mich bald reich zu sehn?
Soll ich sie, wie Serpil, durch Meineid mir erlügen,
Staat, Mündel und Alter und Gott darum betrügen?
Verwünscht sey so ein Schatz! Verflucht sey der Gewinn,
Durch den ich reich, als Thor, reich, als ein Räuber, bin!

Dieß, sprichst du, such ich nicht. Ich kenne beßre Güter.
Ist nicht der Ruhm das Ziel der feurigsten Gemüther?
Die Achtung vor der Welt, die sucht mein Herz allein.
Welch Glück, im Leben groß, im Tod unsterblich seyn!
Das thun, mit Beyfall thun, was wenig sich erkühnen!
Ruhm will ich nicht allein, ich will ihn auch verdienen;
Entweder etwas thun, das schreibenswürdig ist;
Wo nicht, selbst dieser seyn, den Welt und Nachwelt liest.
Wär ich die Lust des Volks, der Weisheit erste Zierde:
So würd ich glücklich seyn, beglückt durch Ruhmbegierde.
Mein ganzes Herz entbrennt, o Ruhm, allein für dich!
Dir weih ich meinen Fleiß, des Lebens Lust und mich.
Mein Nächster liegt und ruht, der träge Thor; er ruhe!
Ich wache diese Nacht, daß ich was Großes thue.
Mir winkt ein lieber Freund. Wie gern wär ich um ihn!

Doch nein, mein rühmlich Werk — Geht, sagts, er soll mich fliehn.
Wie heiter lacht der Tag! Ich will — doch nein, er lache!
Was heißt ein schöner Tag, wenn ich mich ewig mache!
Wie matt bin ich durch Fleiß! — Geht, langt mir ein Glas Wein —
Doch er erzeugt den Schlaf. Gut, Wasser gebt herein.
Wie lange hab ich mich lebendig schon begraben!
Könnt ich dich, Doris, nicht zum edlern Umgang haben?
In deinem treuen Arm schmeckt ich des Lebens Ruh:
Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm, wie du?
Doch kann man, wenn man liebt, auch frey nach Ehre streben?
O nein, die Liebe stört. Gut, ich will einsam leben. —

Viel Jahre sind vorbey. Wen rühmt man itzo? Mich.
Wer denkt am gründlichsten? Wer schreibt am feinsten? Ich.
So warst du, seltnes Glück, denn mir allein beschieden?
Dir, Ehre, seys gedankt, ich bin nunmehr zufrieden.
Ich bin des Volkes Lust, der Klugen Augenmerk. —

Allein, mein Ruhm wird alt. Er braucht ein neues Werk.
Auf, auf, Glückseliger! dein Feuer möcht erkalten.
Den Ruhm, den du ersiegt, den mußt du auch erhalten.
Auf! wag es noch einmal! Vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb und Wein; verleugne dich, und schreib.
Wahr ists, dein Körper siecht, dein Fleiß ist sein Verderben;
Doch besser, jung mit Ruhm, als alt unrühmlich sterben. —

Nun liest die Welt von mir ein neues Meisterstück:
Sie liests, liests noch einmal, erstaunt, und wünscht mir Glück.
Nun ist mein Wunsch gestillt. Was könnt ich mehr begehren?
Mit dem ersiegten Ruhm soll still mein Herz sich nähren.
Wie viel empfind ich itzt! Wie viel — doch wie mich deucht:
So seh ich einen noch, der mir Berühmten gleicht.

Nur einen? nein, noch viel. Dieß kann ich nicht vertragen,
Nein, neben mir zu stehn, dieß muß sich keiner wagen.
Ich will ein Urbild seyn. Eh bin ich nicht vergnügt,
Bis jeden, der mir gleicht, mein größrer Geist besiegt.

Wie lange läßt du dich, o Thor, vom Ruhm beseelen!
Du siehsts, er quälet dich, und wird dich ewig quälen.
Wie bey des Fiebers Glut den Durst, der dich verzehrt,
Der oft genoßne Trank nie stillt und stets vermehrt:
So wird durch allen Ruhm, den man für dich empfindet,
Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm, vielleicht verlöscht die Glut.
Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
Ein kleines Gut, sprichst du, wenn eine Welt mich ehret,
Und, was sie von mir denkt, mich durch Bewundrung lehret?
O Freund! dieselbe Welt, die deinen Namen preist,
Hat oft in einem Tag ein Wandrer durchgereist.
Was prahlst du mit der Welt? Der kleinste Theil der Erden
War noch nicht klein genug, von dir erfüllt zu werden.
Der Mann, von dem du denkst, daß er dich schätzt und liest,
Weis wahrlich vielmal kaum, daß du gebohren bist;
Und der, auf dessen Gunst du zehnmal stolz geschworen,
Lacht heimlich über dich und zählt dich zu den Thoren.
Doch der Bewundrer Zahl, die dich mit Ruhm erfreun,
Sey Millionen stark, wirst du drum glücklich seyn?
Wer sind die Willigen, die dich zum Wunder machten?
Ists meistens nicht ein Volk, das ich und du verachten?
Hat einer oder zween, wenn hundert dich genannt,
Zum Lobspruch gnug Geschmack, zum Richten gnug Verstand?
Sey stolz! Zehn lobten dich; allein von eben diesen
Ward, sey nicht länger stolz, bald drauf ein Geck gepriesen.

„Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?"
Sie loben dich: noch mehr, sie sind entzückt von dir.
An dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen,
Du bist der klügste Kopf; sie selber ausgenommen.
Fast jeder, der dich lobt, belohnt sich für den Dienst,
Und ist sich insgeheim, was du zu seyn ihm schienst.
Dein Kenner ist, wie du, hat göttlich schöne Gaben;
Doch auch, wie du, den Stolz, sie nur allein zu haben.

Viel rühmen dich. Warum? Aus Ueberzeugung? Nein.
Man lehrt durch Höflichkeit dich wieder höflich seyn.
Warum hat dich Crispin so vielmal schon erhoben?
Er wird dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.
Der Redner rühmet dich; nicht, weil dus würdig bist;
Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner ist.
Hier spricht ein Tisch von dir. Wie? schätzen dich die Blöden?
O nein, sie wollten itzt nicht mehr vom Wetter reden.
Sarkast lobt heute dich; warum? dächtst du das wohl?
Damit sein künftger Spott mehr Eindruck machen soll.

Gesetzt, daß Tausend sich im Ernst für dich erklären,
Gesetzt, dein Ruhm ist groß, wie lange wird er währen?
Ein Herz, das diesen Tag bei deinem Namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bey deinem Namen kalt.
Man wird es heimlich satt, dich immer hoch zu achten,
Und hört schon denen zu, die dich zu stürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelsucht?
Ist nicht des andern Neid selbst deines Ruhmes Frucht?
Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.
Man hört den Spötter an und liebt ihn noch dazu;
Denn daß du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh.

So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen.
Und um ein solches Gut willst du dich glücklich preisen?
Du sammelst, was dich flieht, mit Müh und Zittern ein,
Und wenn dus endlich hast: so ist es noch nicht dein.
Soll man für so ein Gut, noch eh man es besessen,
Dann auch, wenn mans besitzt, des Lebens Ruh vergessen?

Erfahrung und Vernunft, o steht uns beide bey!
Macht von der Ehrsucht uns, wie von dem Geldgeiz, frey.
Nicht Ruhm noch Ueberfluß kann unsre Wünsche stillen;
Von beiden steht auch keins allein in unserm Willen.
Was beides unserm Geist gab und zu geben schien,
Nährt seine Fläche nur und dringt nicht selbst in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, solls mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig seyn und für den Geist sich schicken.
Habt Wollust, Ruhm und Macht; ihr habts, und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Theil in eurer Seele leer.
Und dieser leere Theil, für wen ist er beschieden?
O Tugend! giebst denn du vielleicht dem Herzen Frieden?

Ja, Mensch, erwirb dir sie: so wirst du ruhig seyn.
Sey weise, lieber Freund, schränk die Begierden ein.
Wahr ists, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunsch ist Ueberfluß; doch eh du ihn noch stillst,
Verfliegt ein Leben schon, daß du genießen willst.
Was suchst du viel? O lern, was du nicht brauchest, meiden!
Und was du hast, genieß! Die Welt ist reich an Freuden;
Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
Und glaubst, es tausend sind, kaum eine nur zu sehn.
Gönn jedem gern sein Glück; lern vortheilhaft empfinden
Und in der Andern Glück ein Theil von deinem finden!

Dem warf die Schickung viel, dir aber wenig zu.
Ist jener glücklicher, der reicher ist, als du?
Du denkst's und lügest dir. Steig glücklich auf die Thronen,
Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen,
Und sehn, daß jener dort, den eine Hütt umschließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist,
Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit kühlet,
Mehr Wollust bey dem Quell, als du beym Weine, fühlet.
Entbehrt er eine Lust, die dir der Reichthum schenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was dich als Reichen kränkt.

Such solche Freuden auf, die still dein Herz beseelen,
Und, wenn du sie gefühlt, dich nicht mit Reue quälen.
Was sorgst du, ob dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
Dein Freund, dein Weib, dein Haus sind Welt genug für dich.
Such sie durch Sorgfalt dir, durch Liebe zu verbinden,
Und du wirst Ehr und Ruh in ihrer Liebe finden.
Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.
Auch in der Dunkelheit giebts göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie thun, heißt mehr, als Held, verrichten.

Ein Richter sieht in dir stets deiner Absicht zu,
Lohnt, wenn du edel willst, dir mit geheimer Ruh.
Du streitest wider dich; kaum ist der Sieg gelungen:
So krönt sein Beyfall schon das Herz, das sich bezwungen.
Willst du dich an der Welt, an Lieb und Freundschaft freun,
Gern öffnet er dein Herz und läßt die Freuden ein;
Er schärfet dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug entgegen.
Wohin du gehst, geht auch sein stiller Beyfall mit,
Und jeder Ort wird schön, den nur dein Fuß betritt.

Du schleichst durchs bunte Thal, streifst durch die grüne Heide,
Und was du siehst, ist Lust, und was du fühlst, ist Freude.
Dein Aug erweitert sich und mit ihm selbst dein Geist;
Siehst, wie der stolze Baum Gott, seinen Schöpfer, preist,
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verehren,
Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren;
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demuth steht,
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht;
Du siehsts und wirst entzückt. Dir lacht die ganze Fläche,
Dir weht der sanfte West, dir rauschen frohe Bäche,
Dir singt der Vögel Chor, dir springt zufriednes Wild,
Und alles ist für dich mit Wollust angefüllt;
Und du, an Unschuld reich, und sicher im Gewissen,
Trifft da viel Freuden an, wo Tausend sie vermissen.

Frey von des Neides Pein, frey von des Geizes Last,
Strebst du nach wenigem, und hast mehr, als du hast;
Siehst stets auf deine Pflicht, oft auf dein kurzes Leben,
Nie ohne Freudigkeit auf den, der dirs gegeben.
Du siehst durch dessen Hand, der war, eh du gedacht,
Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht,
Den Plan zum Glück des Wurms, der itzt vor dir verschwindet,
Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn findet.

In deines Freundes Arm, an deiner Gattinn Brust,
Wird oft ein kleines Glück für dich die größte Lust.
Und kömmt ein Ungemach, (denn wer hat keins zu tragen?)
So ists doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörst, daß dich dein Feind zu lästern sich erkühnt.
Es schmerzt; doch Trost genug, du hast es nicht verdient.
Ein Unfall raubt dein Gut, ein Räuber hats entführet.
Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret.

Du fühlst ein ander Weh; du fühlst der Krankheit Pein;
Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu seyn.
Dir raubt der Tod dein Weib, den Freund, den einzgen Erben.
Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren werth zu sterben.

So sey dein liebstes Gut ein frommes weises Herz,
Dieß mehre deine Lust, dieß mindre deinen Schmerz;
Dieß sey dein Stolz, dein Schatz, dein höchstes Ziel auf Erden.
Sonst alles, nur nicht dieß, kann dir entrissen werden.
Zu wissen, es sey dein, zu fühlen, daß dus hast,
Dieß Glück erkaufst du nicht um aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz schmeckt noch so viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.

Der Christ.*)

Mensch, der du Christen schmähst, was ist in ihrer Lehre,
Das der Vernunft ein Schimpf und Gott nicht rühmlich wäre?**)
Verdient sie deinen Haß, verdient sie deinen Spott?
Zeig uns ein besser Glück und einen bessern Gott,
Als uns die Schrift gezeigt. Komm, zeig uns schönre Pflichten,
Mehr Antrieb, sie dem Gott der Menschen zu entrichten,
Mehr Tugend für das Herz und für das Glück der Welt,
Mehr Trost, wenn sein Gericht der Richter in uns hält,
Mehr Licht, wenn fürchterlich uns finstre Zweifel quälen,
Mehr Edelmuth im Glück, in Noth mehr Ruh der Seelen.

*) (Zuerst in den Lehrgedichten und Erzählungen, 1754.)
**) Das der Vernunft kein Ruhm, noch Gottes würdig wäre? 1763.

Bring eine Lehre vor, die beſſer für uns wacht,
Uns weiſer, ruhiger und tugendhafter macht:
Und dann will ich mit dir die Schrift mit Spott betrachten,
Ihr Wort für Menſchenwort und deins für Gottes achten.
Bring dieſe Lehre vor; wo nicht, ſo ſey ein Chriſt,
Wenn du, wie du dich rühmſt, ein Freund der Wahrheit biſt.
Sonſt fürcht ich, daß dein Herz, ſein Laſter zu verehren,
Den Gott nicht kennen will, den ſeine Boten lehren.

Auf, Dichtkunſt! ehre den, den ſtolz der Freygeiſt ſchilt,
Und zu des Chriſten Ruhm entwirf des Chriſten Bild!
Iſt er der Weiſe nicht, der nach der Wahrheit ſtrebet?
Durch ſie erleuchtet, denkt, durch ſie gebeſſert, lebet?
Er ehret die Vernunft, und das, was ihr gebricht,
Erſetzt in ſeinem Geiſt ein göttlich heller Licht.
Er iſts, der von dem Wahn die Wahrheit unterſcheidet,
Und, frey vom Vorurtheil, und von dem Stolz entkleidet,
Die engen Grenzen kennt, die ein Verſtand ermißt,
Dem Gott oft Dunkelheit, der Menſch ein Räthſel iſt.
Er nimmt die Weisheit auf, mit der Gott unterrichtet;
Und deſſen Ausſpruch iſts, der ſeine Zweifel ſchlichtet,
Der ihm das Licht ertheilt, die Nebel zu zerſtreun,
Den Muth, trotz allem Wahn, der Wahrheit treu zu ſeyn,
Des Irrthums Tyranney und die bewehrten Lügen
Des Laſters, das ſie ſchützt, durch Glauben zu beſiegen.
Er kennet ſich und Gott; ſein Wort wird ihm Verſtand.
So hat kein Sokrates, kein Plato, Gott gekannt.

Durch dich, ſo ſpricht der Chriſt, bin ich, o Gott! vorhanden.
Die Himmel und ihr Heer ſind durch dein Wort entſtanden;
Denn, wenn du ſprichſt, geſchiehts, wenn du gebeutſt, ſtehts da.
Mit Allmacht biſt du mir und auch mit Güte nah!

Du bist der Gott der Kraft; dich preisen Erd und Meere,
Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.
Dich bet ich dankend an. Mein Heil kömmt von dem Herrn.
Du hörst der Menschen Flehn und du errettest gern.
Und wenn ich deiner Hülf, o Gott! gewürdigt werde,
Was frag ich außer dir nach Himmel und nach Erde?
Im Himmel donnerst du, und Schrecken füllt das Land;
Noch fürcht ich nichts, denn du hältst mich bey deiner Hand.
Wenn ich die Himmel seh, die du, Herr, ausgebreitet,
Der Sonne Majestät, den Mond, den du bereitet,
Was ist der Mensch, o Gott! daß seiner du gedenkst?
Unzählig ist das Gut, das du ihm täglich schenkst.
Als Schafe läßt du uns auf grünen Auen weiden,
Stärkst uns mit Speis und Trank, füllst unser Herz mit Freuden.
Du sahst mich, eh der Grund der Welt geleget war;
Zogst mich aus Mutterleib, und eh sie mich gebar,
Wogst du mein Glück mir ab, und Leiden, die mich üben;
Und meiner Tage Zahl war auf dein Buch geschrieben.
Du bist der Frommen Schutz und bist der Müden Ruh,
Ein Gott, der gern verzeiht; wo ist ein Gott, wie du?
Wem soll ich sonst vertraun, als dir, du Gott der Götter?
Wen ehren, als nur dich, mein Schutz und mein Erretter?
Wie süß ist dein Befehl! gieb mir dein Herz, mein Sohn,
Und liebe mich; ich bin dein Schild und großer Lohn!
Herr! dein Gebot ist Heil und deine Wahrheit Leben.
Wie könnt ich einem Gott der Liebe widerstreben?
Umsonst lockt mich das Glück, in dem das Laster blüht;
Könnt ich ein Sünder seyn, da mich dein Auge sieht?
Auch im Verborgnen nicht soll ihm der Sieg gelingen;
Denn du wirst aller Werk einst vor Gerichte bringen.
Umsonst reizt mich die Lust, von Fleisch und Blut versüßt;
Ich weis es, daß mein Leib ein Tempel Gottes ist.

Sollt ich der Menschen Ruhm stolz zu erringen trachten?
Nein, Herr! wenn du mich ehrst, mag mich der Mensch verachten!
Ist es des Reichthums Glück, dem ich die Seele weih?
Um Reichthum ließ ich Gott? Geiz ist Abgötterey!
Sollt ich durch Schmähungen des Nächsten Ruhm verderben?
Wer seinen Bruder haßt, kann Gottes Reich nicht erben.
Verleugnen sollt ich dich, wenn die Tyrannen drohn?
Du bist der Fürsten Herr, sprich! und sie fallen schon.
Verleugnen sollt ich dich, wenn Spötter deiner spotten?
Dich, Heiland! bet ich an; du eilst, sie auszurotten.
Dein Kreuz ist Thorheit nur dem, der verloren geht;
Uns, die der Glaube stärkt, ists Heil und Majestät.
Darf sich ein Mensch vor Gott, gerecht zu seyn, erkühnen?
Und wer, als Gottes Sohn, konnt uns mit Gott versühnen?
Ist beides nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer seyn,
Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreyn?
Wer kann die Majestät der Lieb und Großmuth fassen?
Als Sohn des Ewigen der Gottheit Thron verlassen,
Sich selbst erniedrigen, einher in Demuth gehn,
Der Wahrheit Herold seyn und sich verspottet sehn,
Die Wunder Gottes thun, und, an das Kreuz geschlagen,
Mit himmlischer Geduld des Menschen Schulden tragen,
Um der zu seyn, der ihm ein ewigs Heil erwirbt?
Deß Herz ist göttlich groß, der selbst für Feinde stirbt!
Erschrickt nicht die Vernunft? Ja! denn sie soll erschrecken.
Zu schwach, der Gottheit Rath vom Menschen zu entdecken,
Bet ich der Liebe Macht, die ich nicht fassen kann,
Gott ist kein Mensch, wie ich, in tiefster Demuth an.
Der Tag der Ewigkeit wird mehr Licht mir gewähren,
Des Gottmessias Lieb im Schauen mir erklären.
Unendlich ist mein Heil. O Glaube, der erfreut!
Gelobet sey der Herr, gelobt in Ewigkeit!

So spricht, und glaubt der Christ. Lern mehr sein Herz noch kennen,
Du wirst, sein Feind zu seyn, dir länger nicht vergönnen.
Ist seine Lehr ein Werk, das den Verstand nur übt?
Ihm Licht, doch auch zugleich mehr Stolz dem Herzen giebt?
Nein, edler wird sein Herz. Die Lüste zu besiegen,
Die, wider die Vernunft, sein Glück und deins bekriegen;
Dieß ist sein göttlich Amt. Nicht siegt er durch die Kraft,
Die bald der Eigennutz und bald der Stolz erschafft.
Nicht, als vor Menschen nur, die nach den Augen richten,
Nein, selber als vor Gott, erfüllt er seine Pflichten.
Die Strenge seiner Pflicht, die dir so traurig scheint,
Macht ihn zum Freudigsten. Er weis, Gott ist sein Freund.
Ja, streng ist seine Pflicht und schwer sind seine Werke;
Doch ein unendlich Glück, wie viel ertheilt dieß Stärke!
Der Christ fühlt dieses Glück. Heil und Unsterblichkeit
Glaubt er, von Gott belebt, und überwindet weit.
Ist dieß kein edles Herz, das brüderlich dich liebet?
Mit dir sich gern erfreut, sich gern mit dir betrübet?
Der Christ erblickt dein Gut; kein Neid empöret ihn;
Ihn heißt sein eignes Glück für dein Glück sich bemühn.
Und wenn du elend bist, wie gütig wird er eilen,
Von dem, was Gott ihm gab, dir hülfreich mitzutheilen!
Nicht dienet dir der Christ, groß vor der Welt zu seyn,
Und sich verehrt zu sehn. Nein, Menschen zu erfreun,
Dieß ist sein Gottesdienst; und unbemerkt von ihnen
Wird er mit Hülfe hier und dort mit Rathe dienen.
Nicht treibt ihn erst dein Dank zu reicher Wohlthat an;
Nein, was er Brüdern thut, das hat er Gott gethan.
Ein Trunk, mit dem sein Dienst dem Durstigen begegnet;
Ein Blick voll Trost, mit dem sein Herz den Müden segnet;
Ein Rath, mit dem er dich in deinem Kummer stärkt,
Nichts, weis er, ist so klein, das nicht der Herr bemerkt.

Eilt dort ein boshaft Herz, Unfrieden anzurichten;
So eilt sein sanfter Muth, der Brüder Zwist zu schlichten.
Er wird der Unschuld Schutz: ihr Leiden ist sein Schmerz;
Und ist sein Schutz zu schwach: arbeitet doch sein Herz.
Er hilft den Dürftigen die Mittel gern ersinnen,
Durch Fleiß ihr eigen Brodt in Ruhe zu gewinnen;
Er legt durch Sparsamkeit, zu zarter Waisen Glück,
Die seine Hand erzieht, den Ueberfluß zurück;
Und er erspart das Gut, das Stolz und Pracht verzehren,
Den Kranken zu erfreun, die Wittwe zu ernähren.
Noch stärker nimmt sein Herz an deiner Tugend Theil.
Sein Beyspiel lehret dich; und einer Seele Heil
Ist ihm das größte Glück. Dir mangeln gute Sitten;
Er giebt dir Unterricht und stärket dich durch Bitten.
Er sieht ein redlich Herz, das durch des Freygeists Spott
Im Glauben wanken will; er siehts, und wird sein Gott.
Er sieht, des Jünglings Fuß verläßt den Weg der Tugend;
Er eilt, als wärs sein Sohn, und rettet seine Jugend.
Oft sagt er, wenn du fehlst, es dir aus Demuth nicht;
Doch ein lehrreicher Blick ruft dich zu deiner Pflicht.
Sey groß, nicht aber fromm! er wird dein Herz verachten.
Sey klein und fromm; er wird nach deiner Liebe trachten.
Wenn kränkt sein reiner Mund aus Schmähsucht deine Ruh?
Er rühmet dein Verdienst, deckt deine Fehler zu,
Und wagt, wenn deinen Ruhm und wenn den Ruf der Deinen
Ein Lästrer schänden will, für deinen Ruhm den seinen.
Er ist der wahre Freund. Sein Herz, in sich erfreut,
Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit.
Von Lüsten nicht beherrscht, fühlt er mit offnem Triebe
Der Freundschaft heiligs Glück; und seine Seel ist Liebe.
Er ehrt mich, wie sich selbst, und liebt mich treu, wit sich:
Sein Umgang giebt mir Muth, und ihm vertrau ich mich,

Mein Weib, mein Kind, den Rath, mein künftigs Glück zu bauen,
Wer Gott vor Augen hat, wie sollt ich dem nicht trauen?

Nur ists allein der Christ, der keine Rache sucht,
Den liebt, der ihn verfolgt, den segnet, der ihm flucht.
Er bleibt sich gleich, denkt groß: Laß meinen Feind mich schelten,
Die Rach ist mein, spricht Gott, und ich, ich will vergelten.
Beleidigt handelt er noch als ein Menschenfreund:
Sein Feind ist ohne Brodt; er speiset seinen Feind.
Sein Feind geht bloß einher; der Christ erblickt sein Leiden,
Großmüthig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.
Doch, wer den Schimpf erträgt, hat der wohl Edelmuth?
Räch ich nicht rühmlicher die Ehre durch mein Blut,
Wenn ich des Unrechts dich durch Waffen überführe?
Mein Muth sucht deinen Fall — Dieß ist der Muth der Thiere!
Thor, ruft mir die Vernunft, ist denn das Leben dein?
Kämpf sieghaft, fäll den Feind; wirst du kein Mörder seyn?
Kein Feind des Vaterlands, den seine Rächer suchen,
Und kein Rebell vor Gott, dem alle Himmel fluchen?
Doch rächt mein Arm sich nicht: so wird mein Nam ein Spott;
Die Welt — Ist denn die Welt mehr, als ein starker Gott?
Und ist der Christ kein Held, der dir den Kampf versaget,
Und doch fürs Vaterland sein Blut mit Freuden waget?
Wer wird zur Zeit der Pflicht den Tod wohl minder scheun,
Als der, der herzhaft glaubt, ich werd unsterblich seyn?
Wird, in der Hand des Herrn, ihn die Gefahr erschüttern?
Nein; doch wer Gott nicht scheut, der muß vor allem zittern.

Geh itzt dem Christen nach, und folg ihm in sein Haus.
Verehret und geliebt, theilt er hier Freuden aus,
Sucht durch belebten Fleiß die Seinen wohl zu nähren,
Durch kluge Sparsamkeit des Fleißes Frucht zu mehren.

Sein Weib, sein würdigs Weib, erleichtert ihm die Müh,
Lohnt ihm mit Zärtlichkeit, und er empfindet sie.
Als Vater eilt er fromm, der Kinder Glück zu gründen,
Und in dem ihrigen seins noch einmal zu finden.
Er bildet gern ihr Herz; und an des Vaters Hand,
Regiert durch Gottesfurcht, geleitet durch Verstand,
Wächst sein gesittet Kind; und er schmeckt Heil und Leben,
Dem Himmel und der Welt ein würdigs Glied zu geben.

Klug, ohne Hinterlist, streng, ohne Bitterkeit,
Noch liebreich, wenn er straft, noch sanft, wenn er gebeut,
Regiert der Christ sein Haus, und göttliche Gesetze
Sind seines Wandels Licht und seines Hauses Schätze.
Dem Niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,
Giebt gern ihm seinen Lohn, und ehrt in seinem Knecht
Ein göttliches Geschöpf, das, gleich den Herrn der Erden,
Hier lebt, um tugendhaft und glücklich einst zu werden.
Er ist des Knechtes Fürst; doch niemals sein Tyrann.
Er straft und zeigt ihm auch, daß er vergeben kann;
Hält ihn von Lastern ab, vermindert ihm das Leiden;
Belohnet seine Treu, und sorgt für seine Freuden.

Wie treu gehorcht er dir, du, seines Landes Fürst!
Gebeut! und er vollzieht, was du gebieten wirst.
Der Gott, den er verehrt, hat dir den Thron gegeben,
Den stützt er durch sein Gut und schützt ihn durch sein Leben.
Mißbrauche die Gewalt! er trotzt ihr nicht; er fleht,
Und blickt mit Ehrfurcht noch auf deine Majestät.
Gebeut ihm, was du willst, nur nichts, was Gott verboten;
Dann widersetzt er sich, wenn alle Fürsten drohten.

Der Christ, ist der ein Freund der blöden Schüchternheit,
Die vor den Menschen flieht und die Gesellschaft scheut?

Nein, Freund, er wird mit Luſt und ruhigem Gewiſſen
Das Glück, ein Menſch zu ſeyn, des Umgangs Glück, genießen.
Gott ſchuf ihn nicht zur Quaal. Lad ihn zu Freuden ein;
Er ſcherzt mit ſeinem Witz, lacht heitrer bey dem Wein,
Freut ſich des Saitenſpiels; und Lieb in deinen Blicken,
Und Freud auf deiner Stirn, wird ſeine Seel entzücken.
Dieß, daß er Freude ſchmeckt und mäßig ſie genießt,
Iſt ſelbſt der Wohlthat Dank, den er Gott ſchuldig iſt;
Und heut erquickt er ſich, um morgen ſeine Pflichten,
Als Bürger und als Chriſt, geſtärkter zu entrichten.
In dem Vergnügen ſelbſt wird er ſich ein Geſetz.
Doch iſt dein Umgang nichts, als ein beredt Geſchwätz,
Nichts, als ein leer Gewerb vornehmer Eitelkeiten,
Nichts, als der Witz, den Ruhm der Andern zu beſtreiten;
Iſts nichts als Schmeicheley, nichts, als der Geiſt der Pracht,
Des Balles und des Spiels, der ſo beredt dich macht:
So wird er ſeine Zeit ungern bey dir verſchwenden.
Er iſt zu klug, um ſie nicht edler anzuwenden.
Nennſt du dieß Lebensart, ſich, aus Geſelligkeit,
Den Taumel wilder Luſt, das Glück der Trunkenheit,
Den Kützel frechen Spotts im Umgang zu vergönnen:
So iſt der Chriſt kein Mann von Lebensart zu nennen.

Wie ruhig iſt der Chriſt, wenn ſich der Unchriſt quält!
Ihm gnügt bey wenigem, wenn dieſem alles fehlt.
Erringt er ſich in Müh ein elend Glück durch Ränke?
Iſts Niederträchtigkeit, ſinds feſſelnde Geſchenke,
Wodurch er ſich die Gunſt des Mächtigen erſchleicht?
Zufrieden mit dem Glück, das man durch Fleiß erreicht,
Und durch Verſtand beſchützt; nicht durſtig nach den Ehren,
Die deinen Rang, mit ihm die Knechtſchaft auch vermehren;
Dem Amte, das er ziert, und ſeiner Pflicht getreu,

Lebt er von mancher Quaal, die dich verfolget, frey.
Die Laſt des Uebermuths, in der ſich Stolze quälen,
Die Müh, mit der ſich ſelbſt die Geizigen beſtehlen,
Die Pein, die ſich zum Lohn der Schwelger wild erpraßt,
Der Fluch, den vor der Welt der Haſſer ſich erhaßt,
Der Schmerz, mit dem der Neid ſein feindlich Herz verzehret,
Das Gift, das früh den Lenz des Wollüſtlings verheeret,
Der Schimpf, mit dem, beſtraft, dort ein Verſchwender irrt,
Der Haß, der endlich noch des Läſterers Rächer wird;
Dieß alles, und was ſonſt die Laſter büßend tragen,
Sind, tugendhafter Chriſt! dir unbekannte Plagen,
Und hier kannſt du dich ſchon des Lohns der Tugend freun.

Doch drückt kein Elend ihn? Ja, laß ihn elend ſeyn,
Und dann wirſt du ſein Herz in ſeiner Größ erblicken;
Groß durch Religion, wenn ihn die Leiden drücken.
Das Feuer friſt ſein Gut, der Hagel ſeine Saat;
Kränkt dieß den Chriſten nicht? Es kränkt ihn; doch der Rath
Der Vorſicht wird ſein Troſt. Wenn hier der Unchriſt tobet,
So ſpricht der Chriſt: Gott gabs; Gott nahms; Er ſey gelobet!
Ihn drückt der Armuth Laſt, ſein Leben iſt nur Müh.
Er fühlt die Dürftigkeit, und ſtill erträgt er ſie.
Der, der die Lilien ſo majeſtätiſch kleidet,
Den Hirſch zur Quelle führt, das Schaaf in Auen weidet,
Den jungen Raben ſpeiſt, ſorgt der für Menſchen nicht?
Er ſorgt; ich hoff auf ihn. Geduld iſt meine Pflicht.
Verläumder ſchmähen ihn. Es ſchmerzt; doch ein Gewiſſen,
Das uns mit Beyfall lohnt, hilft dieſen Schmerz verſüſſen.
Der Feind, den er genährt, raubt ihm ſein Eigenthum;
Doch, wer das Unrecht trägt um Gutes, das iſt Ruhm.
Der Tod der Seinigen ſchlägt ſeine Ruhe nieder;
Er weint und tröſtet ſich: Bald ſeh ich dort ſie wieder.

Sein Glaube wird verfolgt; doch, flüchtig und entblößt,
Bekennt er treu den Herrn, der theuer ihn erlöst.
Und spricht, vom schwersten Schlag des Arms des Herrn getroffen:
Wenn du mich tödten wollst, werd ich auf dich doch hoffen!

So siegt der Christ im Kreuz und findt im Elend Ruh.
Doch du, des Christen Tod, wie feyerlich bist du!
Bestürzt verkündigt ihm der Arzt ein nahes Ende.
Er hörts, fühlt neue Kraft, drückt dankbar ihm die Hände.
So ist, Allmächtiger! denn meine Hülfe nah?
Du rufst, hier bin ich, Herr! Preis und Alleluja
Sey dir, der seine Hand stets über mich gebreitet,
Dir, Gott! der bis ans Grab mich wunderbar geleitet!
Wie oft vergaß mein Herz sein Heil und seine Pflicht!
Doch giengst du, Heiliger! nicht mit mir ins Gericht.
Vernimm des Dankes Lied, das ich dir sterbend bringe.
Ich bin viel zu gering, der Treu viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die du an mir gethan.
Frohlockend bet ich dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen,
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele schauen.
Du bist die Lieb, o Gott! und Gnade für und für.
Mein Geist wird selig seyn, denn ihn befehl ich dir.
Mit allen Heiligen, von Herrlichkeit umgeben,
Unsterblich, Engeln gleich, werd ich dich schaun und leben.
Und du, mein bester Freund, der sich den Ruhm erwirbt,
Im Tod es mir zu seyn, leb wohl! — Er sprichts, und stirbt!

Ist dieß des Christen Bild, das Herz, die Pflicht des Christen,
Was lästerst du, sein Feind? Ists Thorheit, frey von Lüsten,
Gottselig und gerecht, und treu, und mäßig seyn?
Sich der vollbrachten Pflicht und seines Lebens freun?

Gesundheit, Ehr und Ruh, und Glück, zu schätzen wissen?
Wer soll denn sonst das Glück, dein Freund zu seyn, geniessen?
Der Mann, der keinen Gott und keinen Himmel glaubt,
Kein Recht und Unrecht kennt, sich, was er will, erlaubt,
Dir Ehre, Ruh und Glück, und selbst dein Weib entwendet,
Des Sohnes Herz verführt, und deine Töchter schändet?

Doch, sprichst du, werden auch viel solcher Christen seyn,
Wie sie dein Lied besingt? Wahr ists, die Zahl ist klein;
Doch was beschwerst du dich? Anstatt dich zu beschweren,
Daß ihrer wenig sind: so hilf die Zahl vermehren.
Nein, sprichst du, die Vernunft ist mir ein heller Licht:
Ihr folg ich. Folg ihr nur; sie hintergeht dich nicht.
Sprich sie bedachtsam an, die Wahrheit dir zu zeigen;
Doch laß das Vorurtheil, laß deine Lüste schweigen;
Dann höre, was sie spricht: sie wird dir laut gestehn,
Ein menschlichs Werk zu seyn, sey stets die Schrift zu schön.
Entblößt von deinem Stolz, wag dich in ihre Wiesen.
Prüf alles. Wer verwirft ein Werk, ohn es zu prüfen?
Frag sie: was ist der Mensch? Was soll er auf der Welt?
Er ist der Allmacht Werk, die liebreich ihn erhält.
Unsterblich ist sein Geist, und soll zu Seligkeiten,
In dieser Welt der Müh, durch Tugend sich bereiten.
Antwortet die Vernunft, wenn sie der Weise fragt,
So göttlich, als das Wort, dem dein Verstand entsagt?
Frag sie, woher es kömmt, wenn Gott die Welt regieret,
Daß oft die Tugend seufzt, das Laster triumphiret?
Frag die Vernunft. Sie schweigt. Frag die Religion.
In jener Welt, spricht sie, vertheilt Gott Straf und Lohn.
Du spottest stolz der Schrift, nennst sie den Witz der Blöden,
Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden;
Spricht einer so gewiß, mit so viel Kraft und Licht,

So zuversichtlich schön, als ein Apostel spricht?
Des Witzes Fürst, Homer, singt seiner Gottheit Rechte.
Wer ist sein Zeus? ein Gott der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch so schön die Pracht der Dichtkunst ein,
Ich bin zu stolz, sein Freund, und auch er selbst, zu seyn.
Doch welchen Gott der Macht erheben Davids Chöre?
Warum verkündigen den Gott nicht die Homere?
Das Volk des Heidenthums, verführt vom blinden Wahn,
Ruft hier ein Thier, als Gott, dort Pflanzen betend an;
Giebt erst durch seine Kunst dem Klotze Haupt und Glieder,
Und fällt dann vor dem Gott, den es gezimmert, nieder;
Erhebt das Laster selbst, das es mit Scheu begeht,
Zum Gott, um dessen Schutz das Blut der Opfer fleht.
Warum entrissen die, die sich in Weisheit übten,
Und einen bessern Gott und beßre Sitten liebten,
Warum entrissen sie, Gott und der Tugend treu,
Das Volk dem Laster nicht, nicht der Abgötterey?
Warum gehorcht die Welt der Stimme blöder Juden?
Sie reden; und ihr Wort sät Weisheit aus und Frieden.
Thut Buße! sprechen sie, dieß ists, was Gott gebeut.
Entblößt von Wissenschaft, fern von Beredtsamkeit,
Tritt ein Apostel auf, und kündiget den Lüften
Den Krieg gottselig an; und Heiden werden Christen.
Man widersetzt sich ihm. Der Weise schmäht das Wort.
Bestrafet und beschimpft stößt man den Lehrer fort.
Er duldet froh die Schmach, mit der man ihm begegnet;
Man droht, er zittert nicht; man flucht ihm, er segnet,
Redt freudig vor dem Volk, und muthig vor dem Thron,
Und redt in Banden noch das Wort von Gottes Sohn;
Und seine Lehre siegt. Schon stürzen die Altäre,
Von Hoheit, Ehr und Glück, von der Gewalt der Heere,
Dem Arm des Vorurtheils, des Lasters und der List,

Vergebens unterstützt. Der Heide wird ein Christ.
Er glaubt, bezwingt sein Herz, bezwingt des Lasters Mächte;
Und Sklaven wilder Lust sind plötzlich Gottes Knechte.
Schon eilen auf ihr Haupt Verachtung, Schmach und Spott.
Verleugnet euern Herrn; nein! unser Herr ist Gott.
Man wütet, und umsonst! der Christ erträgt die Leiden,
Und in des Henkers Arm des Todes Quaal *) mit Freuden.
Die Lehre Jesu siegt. Hat Gott sie nicht geschützt,
Sie nicht durch Kraft und Geist, durch Wunder unterstützt:
So mußt du dieß, daß sie hat Beyfall finden können,
Und daß sie sich erhielt, der Wunder Wunder nennen.

Du siehst viel Zweifel. Gut! Siehst du nicht auch viel Licht?
Wenn du Beweise siehst; dann ist der Glaube Pflicht.
Der Wahrheit heimlich feind, sinnreich in eiteln Fragen,
Hängst du dem Zweifel nach, und magst ihm nicht entsagen
Prüf die Religion; doch denk auch, was du bist,
Daß dein Verstand umschränkt und Gott unendlich ist.
Thu ihren Willen treu; dann wirst du inne werden,
Sie sey des Himmels Geist und nicht der Witz der Erden.

Der Stolz. **)

Der du zu deiner Ruh dein Nichts so gern vergißt,
Und desto mehr dich dünkst, je weniger du bist,
Mensch! was erzeugt den Stolz, mit dem dein Herz sich nähret,
Nur dein Verdienst dir rühmt und Beßrer Werth entehret?

*) die Quaal des Tods 1754.
**) (Zuerst in den Lehrgedichten und Erzählungen, 1754.)

An andern hassest du des Stolzes Eitelkeit,
Und sklavisch machst du ihn zum Herrn, der dir gebeut.

Wie, sprichst du, mir den Stolz, dieß Laster, vorzurücken?
Wenn zeig ich ihn? Sehr oft. Er redt aus deinen Blicken,
Er pralt in deinem Gang, gebeut aus deinem Ton;
Oft ist dein Kleid und oft des Dieners Kleid sein Thron;
Der Titel, der dich bläht, der Name deiner Väter,
Der dich so oft entzückt, wird dein und sein Verräther.
Was ists, wodurch der Stolz dich nicht zu fesseln weis?
Stand, Schönheit, Glück und Ruhm, Witz, Tugend, Kunst und Fleiß,
Das, was wir hoch mit Recht, und oft mit Unrecht, schätzen,
Dieß alles beut er auf, sich fest in dir zu setzen;
Und hast du kein Verdienst: so täuscht er dich durch Schein,
Läßt, was du niemals warst, dich in Gedanken seyn;
Und was du endlich hast, dieß sind vollkommne Gaben,
Und heimlich wirst du sie bloß dir zu danken haben.

So, sprichst du, soll ich blind der Güter Werth verschmähn,
Nicht wissen, was ich bin, was ich vermag, nicht sehn,
Den Vorzug, der mich schmückt, vor Vielen schmückt, nicht kennen,
Mir den Genuß des Glücks und meiner selbst nicht gönnen?
Mein Stolz ist ein Gefühl von meinem eignen Werth.
Wenn hab ich mehr zu seyn, als ich verdient, begehrt?
Kann ich in mir das Amt der Wahrheit wohl verwalten,
Und minder von mir selbst, als sich gebühret, halten?

O Freund! wer bist du denn? Ich seh aus deiner Pracht,
Dich hat der Ueberfluß, der Reichthum stolz gemacht.
Berechtigt dich ein Gut, das aus der Väter Kisten
In deine Hände fiel, dich königlich zu brüsten?
Ist jener, der durch Fleiß der Dürftigkeit entflohn,

Nicht würdiger, als du bey deiner Million?
Ist dieses ein Verdienst, viel Ueberfluß besitzen?
Verstehst du denn die Kunst, den Reichthum schön zu nützen,
Der andern Glück zu seyn? Wozu gebrauchst du ihn?
Des Volks Bewunderung durch Pracht auf dich zu ziehn,
In Kutschen dich zu blähn, in Schlössern stolz zu wohnen,
Der Schmeichler Knecht zu seyn, und Narren zu belohnen
Deswegen bist du stolz?

So recht! versetzt Crispin,
Er hat den Schatz ererbt; doch ich erwarb mir ihn.
Mir hat der Fleiß mein Gut, ihm hats das Glück beschweret;
Durch Witz hab ichs erreicht, durch Sparsamkeit vermehret.
Ich treibe keine Pracht, kein Hochmuth nimmt mich ein.
Doch ists nicht ein Verdienst, mit Ehren reich zu seyn?
Und darf ich dieß Verdienst nicht an mir selbst bemerken?
So gründlich weis Crispin sich in dem Stolz zu stärken.
Sein Gut, durch stumme List, und tückischen Verstand,
Den Armen abgedrückt, und Freunden oft entwandt,
Dem Fürsten und dem Staat durch Gleißnerey entrissen,
Dieß nennt er sein Verdienst, und trotzt auf sein Gewissen.

Doch, sey auch kein Crispin, sey reich durch bessern Fleiß!
Entstund dein Ueberfluß, dein Glück, auf dein Geheiß?
Wer gab zu deiner Kunst dir Fähigkeit und Kräfte?
Wodurch gelungen dir so glückliche Geschäffte?
Warst du der Herr der Zeit, die günstig dir erschien?
Des Zufalls, der mehr Glück, als andern, dir verliehn?
Sind jene Redlichen, die sich im Mangel grämen,
Nicht diese, die durch Fleiß und Kunst dich oft beschämen?
Allein ich streite dir den größten Fleiß nicht ab.
Was schafft du mit dem Gut, das Fleiß und Kunst dir gab?

„Ich unterhalte die, die gern sich nähren wollen —
„Ich baue —" Baust du bloß, daß andre leben sollen?
„Ich sorge für mein Haus und laß ihm einst mein Glück."
Ich ließ ihm, wär ich du, gern weniger zurück,
Und würde, mir das Wohl der Meinen zu verpfänden,
Auf ihre Zucht, ihr Herz, weit mehr, als du, verwenden.
Du glaubst, du thust sehr viel; doch kenntest du die Pflicht
Des Reichthums und dich selbst: so glaubtest du dieß nicht.

Doch jener, dessen Geist dem Staube sich entrissen,
Den, ihrem Throne nah, die Fürsten günstig küssen;
Er, den die Weisheit hob und in der Höhe schützt,
Er, der sich selbst verzehrt, indem er Ländern nützt;
Er winkt, so flieht die Schaar des Hofes ihm entgegen,
Dem bräut sein Blick den Fluch, und jenem lacht er Segen;
Hat er, der Fürsten Freund, den jeder Tag mehr preist,
Und dessen Glanz zu sehn, der Fremde kostbar reist;
Er, dessen Namen schon ins Ohr entfernter Zeiten
Die Sänger des Apolls mit ewgem Laut verbreiten;
Hat er, den alles schätzt und sein Verdienst ihn lehrt,
Nicht Recht zu seinem Stolz, mit dem er sich verehrt?
O hätt er Muth genug, die Schmeichler zu verachten,
Dreist in sein Herz zu gehn und streng es zu betrachten,
Entkleidet von dem Schein, was Schein ist, zu verschmähn:
Wie würd er so beschämt auf seine Größe sehn!
Was ist die Weisheit denn, durch die sein Geist gestiegen?
Oft nur die Wissenschaft, den Fürsten zu vergnügen,
Durch Scenen stolzer Lust ihn glücklich zu zerstreun,
Und, um sich groß zu sehn, des Fürsten Knecht zu seyn.
Was ist die Wachsamkeit, die seine Hoheit schützet?
Den, welcher mehr Verstand, mehr Witz, als er, besitzet,
Dem Weisheit und Natur ein edler Herz verliehn,

Den Augen seines Herrn sorgfältig zu entziehn.
Was ist der Edelmuth, mit dem er andern dienet?
Ists Tugend, daß er sich, dein Schutz zu seyn, erkühnet?
Bewegt ihn dein Verdienst, wenn er die Bittschrift liest,
Mehr, als die Kunst, mit der ein Narr den Saum ihm küßt?
Er hilft mir, weil mein Flehn sein weichlichs Herz beschweret;
Und meine Demuth ists, die ihn die Großmuth lehret.
Was ist des Großen Fleiß, von dem er stündlich spricht?
Wem dient er? Meistens sich und selten seiner Pflicht.
Was treibt ihn feurig an, das Schwerste zu vollführen?
Sein Amt? Nein, mehr die Furcht, sein Amt nicht zu verlieren.
O! spricht er bey sich selbst: Gesegnet sey mein Rath!
Gesegnet sey mein Fleiß! denn beides hält den Staat;
Und wenn er dieß sich sagt, spricht oft das Land indessen:
Verflucht sey doch die Kunst, den Unterthan zu pressen!
„Geschieht nicht, was geschieht, im ganzen Staat durch mich?
„Wer übersieht ihn mehr, wer kennt ihn mehr, als ich?“
Stirb, und vor deiner Gruft wird sich der Staat beschweren,
Du habst ihn nur gekannt, um tief ihn zu verheeren.
Hat jener, der sein Haus im Dunkeln treu regiert,
Ihm Fleiß und Tugend läßt, nicht mehr, als du, vollführt?
Ihn ehret die Vernunft; und gegen seine Größe
Ist deine Hoheit Schwulst, und dein Verdienst nur Blöße.

Am Stolz dem Großen gleich, und stolzer oft als er,
Tritt, der die Demuth lehrt, der Weise, dort einher,
Zeigt uns auf seiner Stirn, dem menschlichen Geschlechte,
Der künftgen Welt zum Dienst, verwachte finstre Nächte.
Wer, denkt er, trieb die Kunst so hoch, als ich sie trieb?
Wer schrieb am gründlichsten, seitdem man Bücher schrieb?
Ein Licht, aus meinem Geist hellstralend ausgeflossen,
Hat endlich den Verstand der Menschen aufgeschlossen;

Nun irrt kein Sterblicher, wofern er mich verſteht,
Er leſe, was ich ſchrieb. Sind ſo viel Alphabet
Voll Weisheit, hell erklärt, und kettenweis bewieſen,
Jahr aus, Jahr ein, gedruckt, und monatlich geprieſen,
Sind dieſe nicht geſchickt, die Wahrheit zu erhöhn?
Nein, ehe glaub ich ſelbſt, mein Ruhm könnt untergehn.
O glaub es, ſtolzer Mann! wer wird dich künftig leſen?
Die Welt verlöre nichts, wärſt du gleich nicht geweſen.

Ja, denkt ein Damon hier, der ſtolze Mann iſt klein;
In meiner Wiſſenſchaft, da glückt es, groß zu ſeyn.
Iſt nicht mein koſtbar Werk der Schmuck in Bücherſälen?
Sagts nicht, wie viel ich weis, wie oft die andern fehlen?
Führ einen Kenner an, ders nicht für göttlich hält!
Ja, Damon, doch dieß Werk, was nützt es denn der Welt?
Haſt du durch deinen Dienſt ſie dir ſo ſehr verpflichtet,
Als jener, der ſein Dorf zur Tugend unterrichtet?

Doch dein Verdienſt ſey mehr, als ein gelehrter Ruf.
Sey ſelbſt der größte Geiſt, den die Natur erſchuf;
In dir ſey Wiſſenſchaft, Geſchmack und Witz verbunden;
Hab überdacht, geprüft, und habe ſelbſt erfunden;
Sey mit der Welt genau, die vor dir war, bekannt;
Sprich ſtets Beredſamkeit, ſprich göttlichen Verſtand;
Erforſche die Natur auf dem geheimſten Gleiſe;
Schreib ganze Schulen klug, und Nationen weiſe,
Und habe denn das Ziel des größten Ruhms erreicht,
Daß itzt dir keiner glich, und künftig keiner gleicht;
Noch haſt du wenig Recht, Geringre zu verachten,
Und als den Würdigſten mit Stolz dich zu betrachten.
Der Geiſt, mit dem du dich ſo vieles Ruhms erkühnt,
Woher bekamſt du ihn; was hat ihn dir verdient?
Sprach, eh du aus dem Nichts, als Menſch gebildet, giengeſt,

Schon ein Verdienst für dich, daß du so viel empfiengest?
Daß jene weise Hand dir mehr, als uns verleiht,
Giebt dir kein Recht zum Stolz, nein, zur Erkenntlichkeit.
Der Fleiß, den du verehrst, ist dieser Fleiß dein eigen?
Wer gab dir Muth und Lust, so glücklich ihn zu zeigen?
Geburt und Unterricht, der Lehrer und der Freund,
Das Beyspiel und das Glück, und was sich sonst vereint,
Den Trieb nach Wissenschaft und deinen Fleiß zu mehren,
Weß sind sie? Wag es nur, und zieh von deinen Ehren
Gerecht den Antheil ab, den jedes fordern kann,
Was hätte, sonder sie, dein großer Fleiß gethan?
Du hast weit mehr gewirkt, als Tausend nicht verrichten,
Wahr ists; doch hattest du nicht auch weit größre Pflichten?
Gehört zur edlen That Erfolg und Umfang bloß?
Der Quell, aus dem sie fließt, macht unsre Handlung groß.
Verschwende deinen Fleiß in Schaaren großer Thaten,
Ihr Nutzen greif um sich, und segne ganze Staaten;
Allein was war der Grund von deiner edlen Müh?
Der Menschen Glück? Sprach dieß in deiner Brust für sie?
Belebte deinen Fleiß, beseelte deine Triebe
Der heilge Ruf der Pflicht, der Geist der Menschenliebe?
Wie? oder war dein Ruhm, der Geist der Eitelkeit,
Dein Glück der Gott, dem du den ewgen Fleiß geweiht?
Oft nur für unsern Ruhm erringen wir uns Stärke,
Und auf unedlem Grund erbaun wir edle Werke.
So füllt die Lilie wohlriechend ihr Gebiet,
Die doch den Nahrungssaft aus faulem Staube zieht:
So wird die Fruchtbarkeit, mit der die Saat sich hebt,
Und unsre Scheunen füllt, doch erst vom Schlamm belebet.

Die hellsten Tugenden, sind diese Tugend nur?
Wie oft erzwinget sie der Hochmuth der Natur!

Er macht sie scheinbar nach, und weis, durch Kunst bescheiden,
In Demuth, Höflichkeit und Güte sich zu kleiden.
Sieh jenen Gütigen! Stolz ists, der ihn erweicht;
Ich seh es aus der Hand, die mir die Gutthat reicht.
Nimm, sagt er durch die Art, mit der er sie beweget,
Das, was ein Niedriger, wie du, zu schätzen pfleget.
Du hast dich itzt mit Recht, mich anzuflehn, erkühnt;
Nützt nicht mein Ueberfluß auch dem, ders nicht verdient?
Was ist der fromme Wunsch, womit Alcest uns segnet?
Stolz, den der Gruß beseelt, mit dem wir ihm begegnet.
Sieh jenen Höflichen; mit welcher Freundlichkeit
Bemerkt er unsern Wunsch! Er schenkt uns seine Zeit,
Schleicht sich in unser Herz, und sucht, und lernt in allen,
Der Künste schwerste Kunst, jedwedem zu gefallen,
Sich selber ist er nichts, und alles sind wir ihm;
Doch seine Höflichkeit ist stolzer Ungestüm
Und ein Befehl für uns, ihn doppelt hoch zu achten,
Weil er so gütig war, nicht laut uns zu verachten.
Sieh die Bescheidne dort. Ihr Gang, ihr Blick, ihr Ton
Ist Demuth; lobe sie, und sie erröthet schon.
Sie giebt der Schönheit Ruhm erschrocken dir zurücke,
Und widerlegt ihn noch durch lobenswerthre Blicke,
Verringert ihren Werth, der sich dein Lob gewann,
Damit sie dir beweist, wie schön sie denken kann,
Und wird zuletzt vor dir der Demuth Thränen weinen,
Aus Stolz, was Göttlichers, als andre sind, zu scheinen.

Man eifert auf den Stolz, nennt seinen Eifer Pflicht,
Und unser Eifer selbst ist Stolz, der aus uns spricht.
Man schreibt ein sinnreich Werk, dieß Laster zu vertreiben,
Und wird aus Stolz geschickt, schön wider ihn zu schreiben.

Man rühmt des Weisen Ruh, rühmt die Gelassenheit,
Mit der er sich beschützt, wenn ihm der Unfall dräut;
Und oft ist diese Ruh geheimer Trotz der Seelen,
Der spricht: Giengs nach Verdienst, so würde nichts mir fehlen.

Man rühmt des Helden Muth, der, wenn das Schwerdt der Schlacht
Itzt Legionen frißt, ihn unerschüttert macht;
Oft ist sein Muth nur Stolz. Er denkt, für meine Waffen,
Mich zu vertheidigen, sind diese nur geschaffen.

Doch herrscht der Uebermuth in Hohen nur allein?
Nein, selber das Gebiet der Niedrigsten ist sein.
Der arme Landmann sieht des Aermern reichre Garben;
Er sollte, denkt sein Stolz, er wohl, doch ich nicht, darben.
So sieht des Bettlers Noth ein Bettler ungerührt:
Mir Würdigern, denkt er, mir hätte viel gebührt.
So schließt des Künstlers Stolz aus seiner Tracht von Seide,
Wie viel er besser ist, als der im wollnen Kleide.

O Mensch! vertreibe doch den Glanz des falschen Lichts!
Warum verbirgst du dir mit so viel Kunst dein Nichts?
Was ist des Menschen Ruhm, des Klugen wahre Größe?
Die Kenntniß seiner selbst, die Kenntniß seiner Blöße;
Ein redendes Gefühl, das laut im Herzen spricht:
So viel ich hab und bin, hab ichs von mir doch nicht;
So wenig ich empfieng, will ichs mit Dank besitzen,
Mich seiner täglich freun, und unverdient es nützen.
Und ist dein Ohr, o Freund! vor dieser Stimme taub:
So schleiche tiefgebückt und krümme dich im Staub,
Und predige das Nichts der äußerlichen Ehren,
Du wirst den gröbsten Stolz auch noch im Staub ernähren.

Die Freundschaft. *)

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreun?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen;
Dir, wenn du rufst, mit Rath entgegen eilen,
Und, wenn du fehlst, dein Warner seyn?

Sprich nicht: Wo sind der Freundschaft seltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht! Es giebt noch edle Seelen.
Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
Genug auf Tugend und Verstand?

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, was wir begehren,
Und weil sein Umgang uns gefällt;
Das Herz ihm weihn, noch eh wir seines kennen,
Aus Eigennutz ihm unsre Zeit vergönnen:
Dieß ist nicht Freundschaft, dieß ist Welt.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:
So sorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

*) Dieses, wie das folgende Gedicht, zuerst in den Vermischten Schriften, erster Theil, 1756. — „Statt der Oden, die in den Belustigungen von mir stehen, und die unter der Critik sind, erhalten meine Leser ein paar noch nie gedruckte, die Freundschaft und den Ruhm. Sind sie nicht die schönsten: so sind sie doch ungleich besser, als diejenigen, die ich durch sie verdrängen will.“ Vorrede, V.)

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
Erſt Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben,
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du mußt dich oft, ohn Eigennutz zu dienen,
Du mußt dich ſtets, gerecht zu ſeyn, erkühnen,
Und, daß es andre ſind, dich freun.

Ein Herz, das nie ſich ſelbſt mit Ernſt bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigenſinn gedämpfet;
Liebt dieſes Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermüden!
Es fühlet ſich, und ſtört der Freundſchaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenſchaft.

Haſt du das Herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
So thue, was die Weisheit ſpricht.
Sie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
Wie ſehr du liebſt, durch Thaten ihn belehren,
Und macht ſein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, ſein Gutes nachzuahmen.
Du ahmſt es nach, und du belebſt den Saamen
Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
Du ſorgſt mit Luſt für deines Freundes Ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
Und eure Treu wächſt durch die Zeit.

Dein Freund, ein Menſch, wird ſeine Fehler haben;
Du duldeſt ſie bey ſeinen größern Gaben,
Und milderſt ſie mit ſanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient ſich gleicher Rechte,
Begeiſtert deins, wenns minder rühmlich dächte,
Und ſein Verſtand wird dein Verſtand.

Wenn, ungewiß bey meiner Pflicht, ich wanke,
Wie ſtärkt mich oft der ſelige Gedanke:
Was thät Ariſt bey dieſer Pflicht?
Verfahre ſo, als wär er ſelbſt zugegen.
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erſt wankte, wankt itzt nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geiſtes höchſte Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er, ſind beid ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchſte Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für ſie ſind wir vereint.

Ich eile froh, ſein Glück ihm zu verſüſſen;
Doch, daß ichs that, ſoll er nicht immer wiſſen;
Mein Herz belohnt mich ſchon dafür.
Und wenn ich ihm vor ſeinen Augen diene,
Entzieh ich doch dem Dienſt des Dienſtes Miene,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt er mit mir die Laſt der gröſsern Sorgen:
So bleibt von mir die kleinſt ihm nicht verborgen,
Und ſchwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klags ich ihm, was mich im Stillen drücket:
So hat ſein Blick oft ſchon mein Herz erquicket,
Eh mich ſein Mund mit Troſt erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu ſagen eile,
Wird mir dieß Glück gedoppelt ſüß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kümmerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernſt, die Stund uns froh verſcherzen!
So bildet der Geſchmack den Scherz.
Den Witz, den Geiſt, die uns itzt ſcherzen lehren,
Beſeelt die Lieb; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt je ein Zwiſt der Freundſchaft Ruhe kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
Und meinem Freund ein Anſtoß ſeyn:
So eil ich ſchon, den Fehler zu geſtehen.
Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So iſt es groß, ihn zu bereun.

Menſch, lerne doch dein Leben dir verſüßen,
Und laß dein Herz von Freundſchaft überfließen,
Der ſüßen Quelle für den Geiſt!
Sie quillt nicht blaß für dieſe kurzen Zeiten;
Sie wird ein Bach, der ſich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel ergeußt.

Dort werd ich erſt die reinſte Freundſchaft ſchätzen,
Und bey dem Glück, ſie ewig fortzuſetzen,
Ihr heilig Recht verklärt verſtehn.
Dort werd ich erſt ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir ſo glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
Wags, du sein Freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verspricht,
So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
So lern ihn dreist verachten.

Welch Glück, wenn mich ein Großer schätzt,
Der Fürst an seine Seite setzt,
Und laut mir seinen Beyfall schenket!
Alsdann wird mein Verdienst bekannt;
Dann denkt von mir das ganze Land
Gros, wie mein Ehrgeiz denket.

Wer ist der Große, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienste Werth?
Setz ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht wird dir sein Beyfall klein;
Vielleicht hältst dus, ihm werth zu seyn,
Nunmehr für eine Schande.

Wenn itzt des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir spricht,
Und laut dich die Geschichte preisen;
Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
Dich für den größten Weisen hält;
Wirst du darum zum Weisen?

Wächst deiner Tugend etwas zu,
Gewinnet deines Geistes Ruh,

Wenn viele deinen Namen hören?
Bist du beglückt, in dir beglückt,
Wenn Thor und Thörinn auf dich blickt,
Und Länder dich verehren?

Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht:
Was wird dir andrer Beyfall nützen?
Und hast du deinen Ruhm in dir:
Was sorgst du kummervoll dafür,
Den äußern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen liest,
Gleichgültig nennt, und dann vergißt:
Ist dies ein schätzbar Glück zu nennen?
Ist dieß die Welt, die von dir hört,
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dieß des Nachruhms Ewigkeit,
Wenn ein Scribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget?
Und wenn dem Wandrer einst noch spät
Der Stein, vor dem er müßig steht,
Daß du zu früh starbst, saget?

Und ist das Glück so ungemein,
Von einer Welt gerühmt zu seyn,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
Die Wildheit Muth, den Unsinn Geist,
Und Ehrsucht Größe nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
Damit du ihren Ruhm erlangst.

Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
Doch welch unsichres Eigenthum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
Verlangst du ihren Beyfall bloß,
So such ihn still in ihrer Sphäre.
Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
Und bist du das nicht, was du scheinst,
So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand;
Nicht, um sie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu besitzen.
Erwirb sie dir mit edler Müh,
Und halte dieß für Ruhm, durch sie
Der Welt und dir zu nützen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Wiederhall
Muß dich zu großen Thaten stärken.
Die Zeit, die Kräfte, großer Geist!
Die du so laut dem Ruhme weihst,
Die weihe still den Werken.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht:
So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
Und wenn dein Werth ihn nicht erhält:
So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewissen.

Vermischte Gedichte.

An den Herrn Grafen

Hanns Moritz von Brühl,

bey seinem vierzehnten Geburtstage. *)

O Graf! vom Himmel bestimmt, den Jahren, welche noch kommen,
Ein Beyspiel seltner Verdienste zu seyn!
Am Tage deiner Geburt bitt ich zum Schöpfer der Menschen
Um noch mehr Seelen, der deinigen gleich.

Am Tage deiner Geburt bitt ich mit freudigen Thränen,
Mit Thränen, welche die Liebe mich lehrt:
Erfüll die Hoffnung der Welt, und sey in jeglichem Alter
Durch neue Tugenden nützlich und groß.

Ja, Graf, ich weis es gewiß, du wirst die Hoffnung erfüllen,
Die deine Jugend verehrungswerth macht.
Nie herrscht ein kleinerer Wunsch in deiner rühmlichen Seele,
Als Menschen glücklich und weise zu sehn.

*) (Wie den beiden folgenden Gedichten zuerst, als Anhang, in den Lehrgedichten und Erzählungen, 1754.)

Du wirst, begabet mit Macht, sie nur zum Wohlthun gebrauchen,
Und, unverblendet vom Glanze des Glücks,
Noch gütig, wenn du gebeutst, noch liebreich, wenn du bestrafest,
Noch groß seyn, wenn du die Bitte versagst.

Bey allem Beyfall der Welt, und bey der Liebe der Fürsten,
Wird der Gedanke dir niemals entfliehn,
Daß das vollkommenste Glück in einem reinen Gewissen,
Die wahre Hoheit im Herzen besteht.

Kein Mensch ist edel und frey, der den Begierden gehorchet,
Noch groß, wofern er dem Schöpfer nicht dient;
Er sey das Wunder der Welt, er sey der König der Helden,
Stets ist er ohne die Tugend ein Knecht.

Dich wird in Zukunft ein Volk, das Volk der Schmeichler belagern,
Die Pest der großen und glücklichen Welt;
Doch, stolz auf wahres Verdienst, wirst du den Lobspruch verachten,
Den dir der Richter im Herzen versagt.

Von edler Absicht erfüllt, wird dich die Mühe nicht quälen,
Zu scheinen, was man doch wirklich nicht ist.
Von edler Absicht erfüllt, wirst du dir immerfort ähnlich,
Und auch im kleinen noch liebenswerth seyn.

Der Ruhm, der Beyfall der Welt, ist der Verdienste Gefährte;
Doch heimlich folget die Eifersucht nach.
Wie wirst du, glücklicher Graf, einst diese Feindinn besiegen?
Durch Güte, wie sie dein Onkel besiegt.

Auf, Graf! bereichre dich itzt, itzt in dem Lenze der Jahre,
Mit allen Schätzen der Weisheit und Kunst.
Dein Rang, dein heller Verstand, dein edelfühlendes Herze,
Wie viel verspricht es der hoffenden Welt!

Dieß, in den Jahren des Kinds schon reifer denkender Jüngling,
Dieß bittet dich dein Verehrer und Freund.
Mein Lob ermuntre dein Herz! denn wenn sie keines verdienen,
So lob ich selber die Könige nicht.

An Herrn

Johann Andreas Cramer,

bey seiner Verbindung.

O Freund, welch angenehm Gesichte
Rührt meinen Geist, indem ich dichte!
Dein künftig Schicksal zeigt sich mir.
Ich sehe sich in lange Zeiten
Dein Leben und Verdienst verbreiten,
Und Glück und Tugend folgen dir.
Dich seh ich an Charlottens Seite
Nach vielen Jahren noch, wie heute,
Als Mann und Freund vergnügt mit ihr,
Und immer dich, bey treuen Küssen,
Vertraulich und empfindungsvoll,
Das Glück der Zärtlichkeit genieſſen,

Von der nur wenig Herzen wissen,
Die nur ein Cramer singen soll.

So wie sich deine Jahre mehren,
Mehrt dein Verdienst sich um die Welt.
Stets seh ich dich Geschmack und Tugend lehren;
Und beides, wenn du schreibst, gefällt.
Dein Geist stürzt bald den Aberglauben,
Und bald das Laster von dem Thron,
Und rettet uns, was schlaue Spötter rauben,
Das Größte, die Religion.
Dann merkt die Welt auf deine Gaben;
Und wenn sie sie nicht recht erkennt:
So scheut sie doch den Schimpf, den nicht belohnt zu haben,
Den man des Lohnes würdig nennt.
Sie schmücket dich mit neuen Ehren; *)
Und du, erkenntlich gegen sie,
Entzückst sie, bald mit heiligen Chören,
Bald durch die Pracht der Homilie.

Allein noch eine schönere Scene
Nimmt mich in deinem Leben ein,
Da liebe Töchter, liebe Söhne,
Des edlen Vaters Herz erfreun.
Gesucht und oft umringt von ihnen,
Fühlst du die zärtlichste Gewalt;
Dieß redt mit Küssen, dieß mit Mienen,
Wenn jenes dir entgegen lallt;
Du aber überläßt dich ihnen.

*) Der Herr Oberhofprediger Cramer war damals noch Pastor in dem Dorfe Cralowitz.

Da seh ich dich recht menschlich schön,
Da seh ich Cramern, wie Racinen,*)
In einem Kreis mit Kindern spielend gehn.
Charlotte kömmt, und von Charlotten
Läßt du dich gern der Kinderspiele spotten,
Und küssend giebt sie dir den Lohn;
Da streichelt dich, indem sie küßte,
Als ob er auch mit lieben müßte,
Auf ihrem Arm der zarte Sohn.
So ruhst du oft vom Fleiße schwerer Werke,
Und bist nur Vater für dein Haus;
Prüfst liebreich deiner Kinder Stärke
Und bildest ihre Herzen aus,
Und freust dich, wenn der Sohn erscheinet,
Der jung schon dich und deine Freunde liest,
Bey einer schönen Stelle weinet,
Und heimlich eifersüchtig ist,
Daß noch von ihm die Welt nichts liest.

Ja, lieber Cramer, wahre Freuden,
Ich weis es, wahre warten dein.
Und wär es gnug, es wieder zu bereun:
So würd ich gleich um eine dich beneiden.

*) Der jüngre Racine in dem Leben seines Vaters: — En presence même d'étrangers, il osait être père: il étoit de tous nos jeux: je me souvieus de processions dans lesquelles mes soeurs étoient le clergé, j'étois le curé; et l'auteur d'Athalie chantant avec nous portoit la croix. Mémoires sur la vie de Jean Racine p. 6.

Auf Herrn Willens Tod.

Du, dem ein weiser Gebrauch der Jugend, welche dich schmückte,
Das Ziel der glücklichsten Greise verhieß!
Der, würden Jahre verdient, sie durch sein Herze verdiente,
O Wille! Redliche weinen um dich!

Du stirbst, von Freunden beklagt, die mit unrühmlichen Thränen
Noch nie die Gabe des Mitleids entehrt.
Sie haben niemals geweint, als vor dem Grabe der Edlen,
Und von dem Reize der Tugend bewegt.

Aus allen klaget Ein Herz. So klagen zärtliche Brüder
Des jüngsten rühmlichen Bruders Verlust;
Sie sehen ihn blühend im Sarg, und rufen ängstlich: Ach Bruder!
Und Thränen reden das Uebrige fort.

Du stirbst, von Freunden verehrt, die selbst den Größten nicht ehren,
Wenn ohne Tugend der Purpur ihn schmückt.
O! Wille, seliger Freund! in welcher glücklichen Gegend,
In welchem Himmel frohlocket dein Geist?

Entrücket in das Gebiet der vielen tausendmal tausend,
Die sich in heiliger Wollust erfreun,
Wenn eine Seele noch mehr, gleich ihnen, glücklich geworden,
Wie viel, o Seliger, fühlest du da!

Dein Geist, der Unschuld geweiht, fand schon im sterblichen Leibe
Schon hier in Freundschaft und Liebe sein Glück;
Und nun, vom Fleische getrennt, sieht er im göttlichen Lichte
Den Reiz der Tugend, und kennet sie ganz.

Er findt die Stimme bewährt, die hier im Herzen ihm sagte:
„Sey weis und gütig! Gott schuf dich dazu.
„Du lebst, mit Freyheit begabt, hier in dem Lande der Prüfung,
„Und Ewigkeiten erwarten dich dort.“

Er findt die Stimme bewährt, jauchzt himmlisch, daß er ihr folgte,
Da jauchzen Schaaren der Himmel mit ihm;
Er kömmt, geleitet durch sie, zum Thron des göttlichen Mittlers,
Fällt dreymal nieder, und betet ihn an.

Hier, hier verliert sich sein Blick im Glanz der Herrlichkeit Gottes;
Der Liebe Wunder eröffnen sich ihm.
So steht ein Jüngling erstaunt, dem, blind vom Leibe der Mutter,
Der Arzt die Binde vom Angesicht zieht!

Er sieht die Wunder der Welt mit starren Augen, und zittert.
Wo bin ich? ruft er, und zittert noch mehr.
Er sah die Sonne noch nicht; doch nun verläßt sie die Wolke,
Und unbeweglich bewundert er sie.

O Freund! glückseliger Freund! wir segnen deine Gebeine,
Und ehren ewig dein liebendes Herz.
Dich liebe, wer dich gekannt! dein Beyspiel lehre den Jüngling,
Damit er lebe, zu sterben, wie du!

Vor deinem Grabe sitz einst der Freunde künftige Nachwelt,
Und er, der Liebling des guten Geschmacks,
Bestreu mit Rosen dein Grab, und sag aus deinen Gedichten
Die schönsten Stellen den Fühlenden vor!

An
Se. Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Sachsen,
als Sie mich mit Dero Bildnisse begnadiget hatten. *)

Was kann, o Fürst, mein Dank, der, was ich fühl und denke,
Durch Worte Dir zu schwach erklärt;
Was kann er anders thun, als daß er Dein Geschenke
Mit schweigender Bewundrung ehrt.

Und meines Friedrichs Bild, des Fürsten, dem ich diene,
Mit welcher Freud erblickt ichs nicht!
Das ist sie, rief ich aus, die heitre, sanfte Miene,
Aus der die beste Seele spricht!

Leutselig, weise, fromm! Das ist er, dessen Namen
Das Vaterland mit Freuden nennt!
Frühzeitig eifert er, dem Vater nachzuahmen,
In dessen Bild er sich erkennt.

Dein Unterthan, o Fürst, sieht schon die Zukunft offen,
In der Dein Arm den Zepter führt.
Du, Deiner Völker Wunsch, erfülle, was sie hoffen,
Und herrsche mild, wie Gott regiert.

Sey der Provinzen Glück, die Deinen Wink verehren!
Ich weis, mein Prinz, Du wirst es seyn;
Und der Allmächtige wird mein Gebet erhören,
Und Dich mit seiner Gnad erfreun.

Leipzig, den 28. Oct. 1767.

Christian Fürchtegott Gellert.

*) (Aus Gellerts Handschrift zum erstenmal gedruckt in: Briefwechsel C. F. Gellerts mit Demoiselle Lucius. Herausgeg. von Fr. A. Ebert. Leipzig, 1823. Anhang. S. 625.)

Geistliche

Oden und Lieder.

[illegible]

Vorrede.

Wenn die Sprache der Poesie vorzüglich geschickt ist, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäftigen, und dem Gedächtnisse die Arbeit zu erleichtern; wenn sie geschickt ist, das Herz in Bewegung zu setzen, und die Empfindungen der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens, des Schmerzes zu erwecken, oder zu unterhalten: so ist es unstreitig eine große Pflicht der Dichter, diese Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. Da überdies der Gesang eine große Gewalt über unsre Herzen hat, und von gewissen Empfindungen ein eben so natürlicher Ausdruck ist, als es die Mienen und Geberden des Gesichts sind: so sollte man der Religion besonders diejenige Art der Poesie heiligen, die gesungen werden kann. Ich habe in den nachstehenden Oden und Liedern diese Pflicht zu erfüllen gesucht. Habe ich sie mit dem gehörigen Fleiße, und zugleich mit Glücke, ausgeübt; sind diese Gesänge, oder doch nur einige derselben, geschickt, die Erbauung der Leser zu befördern, den Geschmack an der Religion zu vermehren und Herzen in

fromme Empfindungen zu setzen: so soll mich der glückliche Erfolg meines Unternehmens mehr erfreuen, als wenn ich mir den Ruhm des größten Heldendichters, des beredtesten Weltweisen aller Nationen, erstegt hätte. Scaliger sagt von einer gewissen Ode des Horaz, daß er lieber der Verfasser derselben, als König in Arragonien seyn möchte. Ich weis alte Kirchengesänge, die ich mit ihren Melodien lieber verfertiget haben möchte, als alle Oden des Pindars und Horaz. Man wird es mir nicht zutrauen, daß ich die Meisterstücke des menschlichen Witzes verachte; aber wenn es selbst die heidnischen Dichter für eine Pflicht, oder für eine Ehre gehalten, die Poesie ihrer verderbten Religion zu widmen: sollten sichs christliche Dichter zu keiner Pflicht, zu keiner Ehre machen, für eine göttliche Religion zu dichten?

Vielleicht trägt die Geringschätzung, mit der die Welt auf ein geistliches Lied herabsieht, nicht wenig zur Verabsäumung dieser Pflicht bey. Aber sollen wir nun alsdann aufhören, wenn der Ruhm und Beyfall der Welt sich zu unsrer Belohnung dazu baut? Ist die Erfüllung seiner Pflicht nicht Ruhm genug, wenn auch alle Zungen der Menschen schwiegen? Ist der Beyfall seines Gewissens nicht Ehre genug, wenn und auch die ganze Welt für einen fanatischen Geist ansähe? Sollte die große Absicht, Weisheit und Tugend unter den Menschen auszubreiten, und die Ehre des Stifters unsrer Religion zu verherrlichen, kein Ruhm seyn, da nach demselben auch die Geister des Himmels, die so weit über uns erhaben sind, ringen? Ist der Vorwurf eines kühnen und einfältigen Geistes, eines Abergläubischen, oder Mißsüchtigen, den uns die Spötter machen können, ist er, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht der erhabenste Lobspruch für uns? Wer nicht groß genug ist, sich über diese falsche Urtheile hinwegzusetzen, der ist des Glückes werth, nur den Beyfall der Weisen und Leichtsinnigen zu haben.

Zu der Verachtung der geistlichen Gesänge überhaupt trugen unstreitig die vielen schlechten Lieder dieser Gattung nicht wenig bey. Viele wackere und fromme Männer haben es gewagt, geistliche Lieder zu dichten, und ihren Eifer für die Geschicklichkeit zur Poesie angesehen. Aber wie die Frömmigkeit demjenigen, dem es an Kenntnissen der Staatskunst fehlet, nicht die Geschicklichkeit ertheilen wird, in öffentlichen Geschäften glücklich zu arbeiten, so wird auch ein frommer Mann, bloß darum, weil er fromm ist, noch nicht mit Glücke in der Poesie arbeiten, wenn er mit ihrem Regeln nicht bekannt und mit keinem poetischen Genie begabt ist. Man kann ein sehr gutes Herz, auch Verstand und Wissenschaft, und doch einen übeln Geschmack besitzen. Man kann sich unnatürlich, unrichtig, abentheuerlich ausdrücken, wenn man von den heiligen Wahrheiten in der Sprache der Poesie reden will, und man kann es doch sehr gut meynen. Man kann, wenn man die Fesseln der Dichtkunst zu tragen, und die Menge ihrer Schwierigkeiten zu überwinden, nicht gewohnt ist, gezwungne, elende und froslige Lieder zur Andacht verfertigen, und doch außerdem ein guter, ja gar ein großer Redner seyn. Um desto mehr sollten diejenigen, die von der Natur die Gabe der Poesie empfangen haben, dieses Geschenke der Religion heiligen, da es nicht bloß auf unser gutes Herz, nicht bloß auf den Verstand und die Beredsamkeit, ja selbst nicht auf die Beredsamkeit allein ankommt, wenn wir Gesänge der Religion verfertigen wollen.

Noch eine Ursache, warum wir vielleicht in unsern Tagen mehr für die geistliche Poesie arbeiten sollten, ist diese, daß sich der Geschmack der Dichtkunst und Beredsamkeit in unserm Jahrhunderte sehr geändert hat. Vieles ist in der Sprache unsrer Väter, in ihrer Art zu denken, erlaubt, gebräuchlich und unanstößig gewesen, das es in unsern Tagen nicht mehr ist. Alle

lobende Sprachen haben das Schicksal, daß sie sich äußern, wenn gleich nicht stets verbessern; daß Wörter veralten und ihren Werth verlieren, neue aufkommen und einen Werth erhalten, wenn er auch nur willkührlich seyn sollte. Endlich, wenn die Sitten feiner werden, so bekommen wir an einer nachlässigen, ungewählten und platten Schreibart einen Ekel. Dieser Ekel erstreckt sich auch auf die Schreibart in den Werken der Religion; und wir fangen an, oft die Uebungen der Andacht geringe zu schätzen, oder zu verachten, weil die Mittel, sie zu erwecken, oder zu unterhalten, dem allgemeinen Geschmacke nicht mehr gemäß sind. Ich will diesen Ekel nicht ganz billigen; aber ich billige es auch nicht, daß man nicht eifriger ist, ihm vorzubeugen. Haben wir nicht eine Menge guter alter Predigten, und warum braucht man so viel neue mit Macht? Der Geschmack in der Beredsamkeit hat sich geändert und gebessert; und vielleicht können die rauhe und unbearbeitete Sprache und den sorglosesten Ausdruck unsrer Väter nicht mehr dulden. Aus eben diesem Grunde wird man auch in der geistlichen Poesie wenigstens wagen müssen, ob es gleich gewiß bleibt, daß wir viel schöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch eben so verständlich und geistreich seyn werden, als sie vor hundert oder zweyhundert Jahren waren. Wer diese verdrängt, um neue dafür unterzuschieben, der ist gegen unsre Väter undankbar, und gegen die Erbauung, welche sie schaffen, unempfindlich. Viele alte Lieder sind auch nur stellenweise verwerflich; und es wäre zu wünschen, daß die Verbesserung derselben wenigen Schwürigkeiten ausgesetzt seyn möchte. Ich glaube nicht, um nur ein Beyspiel anzuführen, daß unsre Väter durch die Stelle des Abendliedes:

Oeffne deiner Güte Fenster,
Sende deine Wach herab,
Daß die schwarzen Nachtgespenster ꝛc.

sind beleidiget worden; aber ich glaube, daß sie in unsern Tagen beleidiget. Das Harte in der geistlichen Poesie ist weder die Schuld unsrer Sprache, noch der Andacht. Luther hat in seinen herrlichen Liedern die Sprache meistens glücklich gewählt, so entfernt er auch von unsern Tagen gewesen ist. Es ist auch nicht die Härte der alten Sprache, welche Leser von Geschmacke beleidiget, sondern das gezwungne, frostige, abenteuerliche Harte; nicht die Versetzung der Wörter, sondern die unnöthige und armseelige Verwerfung. Man lese folgende Stelle:

Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab,
Mein Leib, Seel und alls, was ich hab
In diesem armen Leben;
Dankt ichs brauch zum Lobe dein,
Zum Nutz und Dienst des Nächsten mein,
Wollst mir deine Gnade geben!

Sie hat viel Hartes nach unser itzigen Mundart und uns ungewöhnliche Versetzungen; und dennoch, wer kann sie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, singen oder lesen? Sie ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anders Verdienst haben, als daß sie rein sind. Und warum ist diese Stelle, ungeachtet ihrer Härte, so schön? Weil der Ausdruck stark und kräftig, weil der Innhalt des Gedankens groß, und doch der Gedanke nicht ausgedehnt ist; weil die Kürze und der Nachdruck das Harte entschuldigen; weil die Versetzungen der Deutlichkeit nicht schaden, sondern mehr die Aufmerksamkeit befördern.

Aus den guten geistlichen Gesängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Gesange gewidmet sind, ist es leicht, sich die Regeln von dieser Art der geistlichen Poesie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrschen, die den Verstand nährt,

ohne ihm Ehre zu machen; eine Deutlichkeit, die nicht dem dum Matten und Leeren, sondern dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht so wohl die Pracht und der Schmuck der Poesie, als die Sprache der Empfindung, und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft so sehr davon erfüllt, daß das Herz nichts empfängt. Es muß in geistlichen Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen; aber noch mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift; diese unnachahmliche Sprache, voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft ist der Ausdruck der Lutherischen Uebersetzung selbst den Kräftigste; oft giebt das Alterthum desselben der Stelle des Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Gestalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion dadurch am gewissesten in das Gedächtniß zurück gerufen, oder die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt, eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht sehr nöthig ist.

Es giebt eine doppelte Gattung der geistlichen Oden; zu der einen gehören die Lehroden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen sie so, nachdem mehr Unterricht, oder mehr Empfindung darinne herrschet. Es wird also auch eine doppelte Schreibart dieser Oden geben. In den Lehroden wird Deutlichkeit und Kürze vornehmlich herrschen müssen; in der andern Gattung die Sprache des Herzens, die lebhafte, gedrungne, feurige und doch stets verständliche Sprache. Daß der Verstand in den Liedern unterrichtet und genährt werde, ist eine sehr noth-

wendige Pflicht, wenn man die unedlichen Begriffe, die sich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntniß in den Wahrheiten derselben, und die täglichen Zerstreuungen bedenkt, unter denen unsre Einsicht in die Religion oft Lücke, oft Verstimmungen und Beweise, oft wenigstens den Eindruck und die lebhafte Vorstellung davon verliert.

Die Lieder für das Herz, denen der Gesang vorzüglich eigen ist, müssen so beschaffen seyn, daß sie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion ist, fühlen lassen; das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldenmüthige der Selbstverleugnung, das Große der Demuth, das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorsams gegen Gott und unsern Erlöser, das Glück, eine unsterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erschaffne und erlöste Seele zu haben; daß sie uns die Schändlichkeit des Lasters, das Thierische der Lüste und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust, mit einem Worte, die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters empfinden lassen; der Tugend, wie sie von Gott geliebt, befohlen, zu unserm Glücke befohlen wird; des Lasters, wie es vor Gott ein Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Pein ist.

Da die geistlichen Gesänge nicht wie die andern Arten der Poesie das Vergnügen zu ihrer Hauptabsicht haben, so soll man für den Wohlklang weniger besorgt seyn, als für das Nachdrückliche und Kräftige. Das Ohr leide bey einer kleinen Härte, bey einem abgerißnen, bey einem nicht ganz reinen Reime; wenn nur das Herz dabey gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine größre Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, hört auf an demselbigen Orte ein Fehler zu seyn. Dadurch will ich aber weder meinen Freyheiten eine Schutzrede halten, noch junge Dichter

in der Nachlässigkeit des Wohlklanges und Versbaues beharren. Genug, daß ich die Pflichten der Ausbesserung bey diesen Gesängen eben so wenig vergessen habe, als bey meinen übrigen Gedichten. Dieß Zeugniß, wenn ich mirs nicht selbst geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in diesen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerley biblische Stellen vor: so rechtfertiget entweder der Innhalt diese Freyheit, oder der Gedanke, daß ein Lied für sich ein Ganzes ist, das man in einer Sammlung, als von den andern abgesondert, betrachten muß. Bey den meisten dieser Lieder habe ich auf Kirchenmelodien zurückgesehen, von denen ich zu Ende des Werkes ein Verzeichniß angehangen; und wie die Declamation des Redners seiner Rede das Leben giebt, so giebt oft die Melodie erst dem Liede seine ganze Kraft. Vieles wird durch den Gesang eindringender und sanfter, als es im Lesen war; und viele Lieder müssen aus diesem Gesichtspunkte am richtigsten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verstande zum Singen geschickt; so wird es doch genug Belohnung für mich seyn, wenn sie sich mit Erbauung lesen lassen.

Leipzig, im Monat März, 1757.

Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beyzustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sey meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wolleſt du mir geben.
In deiner Hand ſteht meine Zeit:
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Danklied.

Du biſts, dem Ruhm und Ehre gebühret;
Und Ruhm und Ehre bring ich dir.
Du, Herr, haſt ſtets mein Schickſal regieret,
Und deine Hand war über mir.

Wenn Noth zu meiner Hütte ſich nahte:
So hörte Gott, der Herr, mein Flehn,
Und ließ, nach ſeinem gnädigen Rathe,
Mich nicht in meiner Noth vergehn.

Ich ſank in Schmerz und Krankheit danieder,
Und rief: O Herr, errette mich!
Da half mir Gott, der Mächtige, wieder,
Und mein Gebein erfreute ſich.

Wenn mich der Haß des Feindes betrübte:
Klagt ich Gott kindlich meinen Schmerz.
Er half, daß ich nicht Rache verübte,
Und ſtärkte durch Geduld mein Herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
Mit Sünde mich umfangen ſah:
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade;
Und ſeine Gnade war mir nah.

Um Troſt war meiner Seele ſo bange;
Denn Gott verbarg ſein Angeſicht.
Ich rief zu ihm: Ach Herr, wie ſo lange?
Und Gott verließ den Schwachen nicht.

Er half, und wird mich ferner erlöſen.
Er hilft; der Herr iſt fromm und gut.
Er hilft aus der Verſuchung zum Böſen,
Und giebt mir zu der Tugend Muth.

Dir dank ich für die Prüfung der Leiden,
Die du mir liebreich zugeſchickt.
Dir dank ich für die häufigern Freuden,
Womit mich deine Hand beglückt.

Dir dank ich für die Güter der Erden,
Für die Geſchenke deiner Treu.
Dir dank ich; denn du hießeſt ſie werden,
Und deine Güt iſt täglich neu.

Dir dank ich für das Wunder der Güte;
Selbſt deinen Sohn gabſt du für mich.
Von ganzer Seel und ganzem Gemüthe,
Von allen Kräften preis ich dich.

Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
Die Erd iſt voll der Huld des Herrn.
Sein, ſein iſt Ruhm und Weisheit und Stärke;
Er hilft und er errettet gern.

Er hilft. Des Abends währet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit.
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.

Vergiß nicht deines Gottes, o Seele!
Vergiß nicht, was er dir gethan.
Verehr und halte seine Befehle,
Und bet ihn durch Gehorsam an!

Das Gebet.

Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sey wach und nüchtern zum Gebet!
Ein Flehn aus reinem guten Herzen
Hat Gott, dein Vater, nie verschmäht.
Erschein vor seinem Angesichte
Mit Dank, mit Demuth, oft und gern,
Und prüfe dich in seinem Lichte,
Und klage deine Noth dem Herrn.

Welch Glück, so hoch geehrt zu werden,
Und im Gebet vor Gott zu stehn!
Der Herr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menschen Flehn?
Sagt Gott nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Ist des Gebetes Frucht nicht dein?
Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich Gottes Freund zu seyn.

Sein Glück von seinem Gott begehren,
Ist dieß denn eine schwere Pflicht?
Und seine Wünsche Gott erklären,
Erhebt dieß unsre Seele nicht?
Sich in der Furcht des Höchsten stärken,
In dem Vertraun, daß Gott uns liebt,
Im Fleiß zu allen guten Werken,
Ist diese Pflicht für dich betrübt?

Bet oft in Einfalt deiner Seelen;
Gott sieht aufs Herz, Gott ist ein Geist.
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?
Nicht Töne sinds, die Gott gefallen,
Nicht Worte, die die Kunst gebeut.
Gott ist kein Mensch. Ein gläubig Lallen,
Das ist vor ihm Beredsamkeit.

Wer das, was uns zum Frieden dienet,
Im Glauben sucht, der ehret Gott,
Wer das zu bitten sich erkühnet,
Was er nicht wünscht, entehret Gott.
Wer täglich Gott die Treue schwöret,
Und dann vergißt, was er beschwur;
Und klagt, daß Gott ihn nicht erhöret,
Der spottet seines Schöpfers nur.

Bet oft zu Gott, und schmeck in Freuden,
Wie freundlich er, dein Vater, ist.
Bet oft zu Gott, und fühl in Leiden,
Wie göttlich er das Leid versüßt.

lebende Sprachen haben das Schicksal, daß sie sich ändern, wenn gleich nicht stets verbessern; daß Wörter veralten und ihren Werth verlieren, neue aufkommen und einen Werth erhalten, wenn er auch nur willkührlich seyn sollte. Endlich, wenn die Sitten feiner werden, so bekommen wir an einer nachlässigen, ungewählten und platten Schreibart einen Ekel. Dieser Ekel erstreckt sich auch auf die Schreibart in den Werken der Religion; und wir fangen an, oft die Uebungen der Andacht geringe zu schätzen, oder zu verachten, weil die Mittel, sie zu erwecken, oder zu unterhalten, dem allgemeinen Geschmacke nicht mehr gemäß sind. Ich will diesen Ekel nicht ganz billigen; aber ich billige es auch nicht, daß man nicht eifriger ist, ihm vorzuwehren. Haben wir nicht eine Menge guter alter Predigten, und warum druckt man so viel neue mit Rechte? Der Geschmack in der Beredsamkeit hat sich geändert und gebessert; und viele können die rauhe und unbearbeitete Sprache und den sorglosen Ausdruck unsrer Väter nicht mehr dulden. Aus eben diesem Grunde wird man auch in der geistlichen Poesie, wenigstens wegen des gesittetern Theils unsrer Nation, neue Versuche wagen müssen; ob es gleich gewiß bleibt, daß wir viel schöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch eben so verständlich und geistreich seyn werden, als sie vor hundert oder zweyhundert Jahren waren. Wer diese verdrängt, um nur neuere dafür unterzuschieben, der ist gegen unsre Väter undankbar, und gegen die Erbauung, welche sie schaffen, unempfindlich. Viele alte Lieder sind auch nur stellenweise verwerflich; und es wäre zu wünschen, daß die Verbesserung derselben weniger Schwierigkeiten ausgesetzt seyn möchte. Ich glaube nicht, um nur ein Beyspiel anzuführen, daß unsre Väter durch die Stelle des Abendliedes:

Oeffne deiner Güte Fenster,
Sende deine Wach herab,
Daß die schwarzen Nachtgespenster ꝛc.

sind beleidiget worden; aber ich glaube, daß sie in unsern Tagen beleidiget. Das Harte in der geistlichen Poesie ist weder die Schuld unsrer Sprache, noch der Andacht. Luther hat in seinen herrlichen Liedern die Sprache meistens glücklich gewählt, so entfernt er auch von unsern Tagen gewesen ist. Es ist auch nicht die Härte der alten Sprache, welche Leser von Geschmacke beleidiget, sondern das gezwungne, frostige, abentheuerliche Harte; nicht die Versetzung der Wörter, sondern die unnöthige und armseelige Verwerfung. Man lese folgende Stelle:

Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab,
Mein Leib, Seel und alls, was ich hab
In diesem armen Leben;
Dankt ichs brauch zum Lobe dein,
Zum Nutz und Dienst des Nächsten mein,
Wollst mir deine Gnade geben!

Sie hat viel Hartes nach unser itzigen Mundart und uns ungewöhnliche Versetzungen; und dennoch, wer kann sie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, singen oder lesen? Sie ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anders Verdienst haben, als daß sie rein sind. Und warum ist diese Stelle, ungeachtet ihrer Härte, so schön? Weil der Ausdruck stark und kräftig, weil der Innhalt des Gedankens groß, und doch der Gedanke nicht ausgedehnt ist; weil die Kürze und der Nachdruck das Harte entschuldigen; weil die Versetzungen der Deutlichkeit nicht schaden, sondern mehr die Aufmerksamkeit befördern.

Aus den guten geistlichen Gesängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Gesange gewidmet sind, ist es leicht, sich die Regeln von dieser Art der geistlichen Poesie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrschen, die den Verstand nährt,

ohne ihm Ekel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht vom dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht so wohl die Pracht und der Schmuck der Poesie, als die Sprache der Empfindung, und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft so sehr davon erfüllt, daß das Herz nichts empfängt. Es muß in geistlichen Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen; aber noch mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift; diese unnachahmliche Sprache, voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft ist der Ausdruck der Lutherischen Uebersetzung selbst der Kräftigste; oft giebt das Alterthum desselben der Stelle des Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Gestalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion dadurch am gewissesten in das Gedächtniß zurück gerufen, oder die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt, eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht sehr nöthig ist.

Es giebt eine doppelte Gattung der geistlichen Oden; zu der einen gehören die Lehroden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen sie so, nachdem mehr Unterricht, oder mehr Empfindung darinne herrschet. Es wird also auch eine doppelte Schreibart dieser Oden geben. In den Lehroden wird Deutlichkeit und Kürze vornehmlich herrschen müssen; in der andern Gattung die Sprache des Herzens, die lebhafte, gedrungne, feurige und doch stets verständliche Sprache. Daß der Verstand in den Liedern unterrichtet und genährt werde, ist eine sehr noth-

wendige Pflicht, wenn man die unächtigen Begriffe, die sich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntniß in den Wahrheiten derselben, und die täglichen Zerstreuungen bedenkt, unter denen unsre Einsicht in die Religion oft Grade, oft Gesinnungen und Beweise, oft wenigstens den Eindruck und die lebhafte Vorstellung davon verliert.

Die Lieder für das Herz, denen der Gesang vorzüglich eigen ist, müssen so beschaffen seyn, daß sie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion ist, fühlen lassen; das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldenmüthige der Selbstverleugnung, das Große der Demuth, das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorsams gegen Gott und unsern Erlöser, das Glück, eine unsterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erschaffne und erlöste Seele zu haben; daß sie uns die Schändlichkeit des Lasters, das Thierische der Lüste und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust, mit einem Worte, die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters empfinden lassen; der Tugend, wie sie von Gott geliebt, befohlen, zu unserm Glücke befohlen wird; des Lasters, wie es vor Gott ein Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Pein ist.

Da die geistlichen Gesänge nicht wie die andern Arten der Poesie das Vergnügen zu ihrer Hauptabsicht haben, so soll man für den Wohlklang weniger besorgt seyn, als für das Nachdrückliche und Kräftige. Das Ohr leide bey einer kleinen Härte, bey einem abgerißnen, bey einem nicht ganz reinen Reime; wenn nur das Herz dabey gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine größre Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, hört auf an demselbigen Orte ein Fehler zu seyn. Dadurch will ich aber weder meinen Freyheiten eine Schutzrede halten, noch junge Dichter

in der Nachlässigkeit des Wohlklanges und Versbaues bestärken. Genug, daß ich die Pflichten der Ausbesserung bey diesen Erstlingen eben so wenig vergessen habe, als bey meinen übrigen Gedichten. Dieß Zeugniß, wenn ich mirs nicht selbst geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in diesen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerley biblische Stellen vor: so rechtfertiget entweder der Innhalt diese Freyheit, oder der Gedanke, daß ein Lied für sich ein Ganzes ist, das man in einer Sammlung, als von den andern abgesondert, betrachten muß. Bey den meisten dieser Lieder habe ich auf Kirchenmelodien zurückgesehen, von denen ich zu Ende des Werkes ein Verzeichniß angehangen; und wie die Declamation des Redners seiner Rede das Leben giebt, so giebt oft die Melodie erst dem Liede seine ganze Kraft. Vieles wird durch den Gesang eindringender und sanfter, als es im Lesen war; und viele Lieder müssen aus diesem Gesichtspunkte am richtigsten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verstande zum Singen geschickt; so wird es doch genug Belohnung für mich seyn, wenn sie sich mit Erbauung lesen lassen.

Leipzig, im Monat März, 1757.

Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beyzustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sey meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

in der Nachläßigkeit des Wohlklanges und Versbaues bestanden. Genug, daß ich die Pflichten der Ausbesserung bey diesen Gesängen eben so wenig vergessen habe, als bey meinen übrigen Gedichten. Dieß Zeugniß, wenn ich mirs nicht selbst geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in diesen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerley biblische Stellen vor: so rechtfertiget entweder der Innhalt diese Freyheit, oder der Gedanke, daß ein Lied für sich ein Ganzes ist, das man in einer Sammlung, als von den andern abgesondert, betrachten muß. Bey den meisten dieser Lieder habe ich auf Kirchenmelodien zurückgesehen, von denen ich zu Ende des Werkes ein Verzeichniß angehangen; und wie die Declamation des Redners seiner Rede das Leben giebt, so giebt oft die Melodie erst dem Liede seine ganze Kraft. Vieles wird durch den Gesang eindringender und sanfter, als es im Lesen war; und viele Lieder müssen aus diesem Gesichtspunkte am meisten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verstande zum Singen geschickt; so wird es doch genug Belohnung für mich seyn, wenn sie sich mit Erbauung lesen lassen.

Leipzig, im Monat März, 1757.

Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beyzustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sey meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wolleſt du mir geben.
In deiner Hand ſteht meine Zeit:
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Danklied.

Du biſts, dem Ruhm und Ehre gebühret;
Und Ruhm und Ehre bring ich dir.
Du, Herr, haſt ſtets mein Schickſal regieret,
Und deine Hand war über mir.

Wenn Noth zu meiner Hütte ſich nahte:
So hörte Gott, der Herr, mein Flehn,
Und ließ, nach ſeinem gnädigen Rathe,
Mich nicht in meiner Noth vergehn.

Ich ſank in Schmerz und Krankheit danieder,
Und rief: O Herr, errette mich!
Da half mir Gott, der Mächtige, wieder,
Und mein Gebein erfreute ſich.

Wenn mich der Haß des Feindes betrübte:
Klagt ich Gott kindlich meinen Schmerz.
Er half, daß ich nicht Rache verübte,
Und ſtärkte durch Geduld mein Herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
Mit Sünde mich umfangen sah:
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade;
Und seine Gnade war mir nah.

Um Trost war meiner Seele so bange;
Denn Gott verbarg sein Angesicht.
Ich rief zu ihm: Ach Herr, wie so lange?
Und Gott verließ den Schwachen nicht.

Er half, und wird mich ferner erlösen.
Er hilft; der Herr ist fromm und gut.
Er hilft aus der Versuchung zum Bösen,
Und giebt mir zu der Tugend Muth.

Dir dank ich für die Prüfung der Leiden,
Die du mir liebreich zugeschickt.
Dir dank ich für die häufigern Freuden,
Womit mich deine Hand beglückt.

Dir dank ich für die Güter der Erden,
Für die Geschenke deiner Treu.
Dir dank ich; denn du hießest sie werden,
Und deine Güt ist täglich neu.

Dir dank ich für das Wunder der Güte;
Selbst deinen Sohn gabst du für mich.
Von ganzer Seel und ganzem Gemüthe,
Von allen Kräften preis ich dich.

Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
Die Erd ist voll der Huld des Herrn.
Sein, sein ist Ruhm und Weisheit und Stärke;
Er hilft und er errettet gern.

Er hilft. Des Abends währet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit.
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.

Vergiß nicht deines Gottes, o Seele!
Vergiß nicht, was er dir gethan.
Verehr und halte seine Befehle,
Und bet ihn durch Gehorsam an!

Das Gebet.

Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sey wach und nüchtern zum Gebet!
Ein Flehn aus reinem guten Herzen
Hat Gott, dein Vater, nie verschmäht.
Erschein vor seinem Angesichte
Mit Dank, mit Demuth, oft und gern,
Und prüfe dich in seinem Lichte,
Und klage deine Noth dem Herrn.

Welch Glück, so hoch geehrt zu werden,
Und im Gebet vor Gott zu stehn!
Der Herr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menschen Flehn?
Sagt Gott nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Ist des Gebetes Frucht nicht dein?
Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich Gottes Freund zu seyn.

Sein Glück von seinem Gott begehren,
Ist dieß denn eine schwere Pflicht?
Und seine Wünsche Gott erklären,
Erhebt dieß unsre Seele nicht?
Sich in der Furcht des Höchsten stärken,
In dem Vertraun, daß Gott uns liebt,
Im Fleiß zu allen guten Werken,
Ist diese Pflicht für dich betrübt?

Bet oft in Einfalt deiner Seelen;
Gott sieht aufs Herz, Gott ist ein Geist.
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?
Nicht Töne sinds, die Gott gefallen,
Nicht Worte, die die Kunst gebeut.
Gott ist kein Mensch. Ein gläubig Lallen,
Das ist vor ihm Beredsamkeit.

Wer das, was uns zum Frieden dienet,
Im Glauben sucht, der ehret Gott,
Wer das zu bitten sich erkühnet,
Was er nicht wünscht, entehret Gott.
Wer täglich Gott die Treue schwöret,
Und dann vergißt, was er beschwur;
Und klagt, daß Gott ihn nicht erhöret,
Der spottet seines Schöpfers nur.

Bet oft zu Gott, und schmeck in Freuden,
Wie freundlich er, dein Vater, ist.
Bet oft zu Gott, und fühl in Leiden,
Wie göttlich er das Leid versüßt.

Bet oft, wenn dich Verſuchung quälet;
Gott hörts, Gott iſts, der Hülfe ſchafft.
Bet oft, wenn innrer Troſt dir fehlet;
Er giebt den Müden Stärk und Kraft.

Bet oft, und heiter im Gemüthe
Schau dich an ſeinen Wundern ſatt.
Schau auf den Ernſt, ſchau auf die Güte,
Mit der er dich geleitet hat.
Hier irrteſt du in deiner Jugend,
Im Alter dort. Er trug Geduld,
Rief dich durch Glück und Kreuz zur Tugend;
Erkenn und fühle ſeine Huld.

Bet oft, und ſchau mit ſelgen Blicken
Hin in des Ewigen Gezelt,
Und ſchmeck im gläubigen Entzücken
Die Kräfte der zukünftgen Welt.
Ein Glück von Millionen Jahren,
Welch Glück! Doch iſts von jenem Glück,
Das dem der Herr wird offenbaren,
Der ihm hier dient, kein Augenblick.

Bet oft; durchſchau mit heilgem Muthe
Die herzliche Barmherzigkeit
Deß, der mit ſeinem theuren Blute
Die Welt, der Sünder Welt, befreyt.
Nie wirſt du dieſes Werk ergründen;
Nein, es iſt eines Gottes That.
Erfreu dich ihrer, rein von Sünden,
Und ehr im Glauben Gottes Rath.

Bet oft; entdeck am ſtillen Orte
Gott ohne Zagen deinen Schmerz.
Er ſchließt vom Herzen auf die Worte,
Nicht von den Worten auf das Herz.
Nicht dein gebognes Knie, nicht Thränen,
Nicht Worte, Seufzer, Pſalm und Ton,
Nicht dein Gelübd rührt Gott; dein Sehnen,
Dein Glaub an ihn und ſeinen Sohn.

Bet oft; Gott wohnt an jeder Stäte,
In keiner minder oder mehr.
Denk nicht: Wenn ich mit Vielen bete:
So ſind ich eh bey Gott Gehör.
Gott iſt kein Menſch. Iſt dein Begehren
Gerecht und gut: ſo hört ers gern.
Iſts nicht gerecht: ſo gelten Zähren
Der ganzen Welt nichts vor dem Herrn.

Doch ſäume nicht, in den Gemeinen
Auch öffentlich Gott anzuflehn,
Und ſeinen Namen mit den Seinen,
Mit deinen Brüdern, zu erhöhn;
Dein Herz voll Andacht zu entdecken,
Wie es dein Mitchriſt dir entdeckt,
Und ihn zur Innbrunſt zu erwecken,
Wie er zur Innbrunſt dich erweckt.

Biſt du ein Herr, dem andre dienen:
So ſey ihr Beyſpiel, ſey es ſtets,
Und feyre täglich gern mit ihnen
Die ſelge Stunde des Gebets.

Nie ſchäme dich des Heils der Seelen,
Die Gottes Hand dir anvertraut.
Kein Knecht des Hauſes müſſe fehlen;
Er iſt ein Chriſt, und werd erbaut!

Bet oft zu Gott für deine Brüder,
Für alle Menſchen, als ihr Freund;
Denn wir ſind eines Leibes Glieder;
Ein Glied davon iſt auch dein Feind.
Bet oft: ſo wirſt du Glauben halten,
Dich prüfen und das Böſe ſcheun,
An Lieb und Eifer nicht erkalten,
Und gern zum Guten weiſe ſeyn.

Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt ſeinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preiſen die Meere;
Vernimm, o Menſch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne,
Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

Vernimms, und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bins, und werde seyn, der ich seyn werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bins! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

Prüfung am Abend.

Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens,
Wie hab ich ihn verbracht? Verstrich er mir vergebens?
Hab ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?

Wars in der Furcht des Herrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,

Als ein Geschöpf von Gott der Tugend mich zu weihn,
Und züchtig, und gerecht, und Gottes Freund zu seyn?

Hab ich in dem Beruf, den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, diesen Gott, gepriesen;
Mir und der Welt genützt, und jeden Dienst gethan,
Weil ihn der Herr gebot, nicht weil mich Menschen sahn?

Wie hab ich diesen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im Stillen oft ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut ich mich des Herrn, der unser Flehn bemerkt?
Und hab ich im Vertraun auf ihn mein Herz gestärkt?

Dacht ich bey dem Genuß der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und werden?
Verehrt ich ihn im Staub? Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?

Und wie genoß mein Herz des Umgangs süße Stunden?
Fühlt ich der Freundschaft Glück, sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab ich nichts geredt, das ich bereuen soll?

Hab ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beyspiel still zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das andre traf, war dieß mir angenehm?

War mir der Fehltritt leid, so bald ich ihn begangen?
Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu stehn, auch willig und bereit?

Gott, der du alles weißt, was könnt ich dir verhelen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen.
Vergieb durch Christi Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergieb, und gehe du nicht mit mir ins Gericht.

Ja, du verzeihest dem, den seine Sünden kränken;
Du liebst Barmherzigkeit, und wirst auch mir sie schenken.
Auch diese Nacht bist du der Wächter über mir;
Leb ich, so leb ich dir, sterb ich, so sterb ich dir!

Gelassenheit.

Was ists, daß ich mich quäle?
Harr Seiner, meine Seele,
Harr und sey unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet:
Gott weis es, und Gott schützet;
Er schützet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh ich die Welt noch sah.
Eh ich mich selbst noch kannte,
Eh ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hülfe nah.

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,*)
Der alles sieht und hält;

*) Ist dem nicht unverborgen, 1757.

Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wärs auch die größte Last der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden;
Die Lust der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig, wie mein Geist, besteht,

Was dieses Glück vermehret,
Sey mir von dir gewähret!
Gott, du gewährst es gern.
Was dieses Glück verletzet,
Wenns alle Welt auch schätzet,
Sey, Herr, mein Gott, mir ewig fern!

Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel schwer zu tragen,
Noch schwerer Haß und Spott:
So harr ich, und bin stille
Zu Gott; denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur, geschehe, o Gott!

Du bist der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmst du ewig dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und er, mein Gott, bewahret mich.

Die Wachsamkeit.

Nicht, daß ichs schon ergriffen hätte;
Die beste Tugend bleibt noch schwach;
Doch, daß ich meine Seele rette,
Jag ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend ohne Wachsamkeit
Verliert sich bald in Sicherheit.

So lang ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht.
Der sehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht.
Auch die bekämpfte böse Lust
Stirbt niemals ganz in unsrer Brust.

Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur das Werk der Zeit.
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit;
Und was Natur und Zeit gethan,
Sieht unser Stolz für Tugend an.

Oft ist die Aendrung deiner Seelen
Ein Tausch der Triebe der Natur.
Du fühlst, wie Stolz und Ruhmsucht quälen,
Und dämpfst sie; doch du wechselst nur;
Dein Herz fühlt einen andern Reiz,
Dein Stolz wird Wollust, oder Geiz.

Oft iſt es Kunſt und Eigenliebe,
Was andern ſtrenge Tugend ſcheint.
Der Trieb des Neids, der Schmähſucht Triebe
Erweckten dir ſo manchen Feind;
Du wirſt behutſam, ſchränkſt dich ein,
Fliehſt nicht die Schmähſucht, nur den Schein.

Du denkſt, weil Dinge dich nicht rühren,
Durch die der andern Tugend fällt:
So werde nichts dein Herz verführen;
Doch jedes Herz hat ſeine Welt.
Den, welchen Stand und Gold nicht rührt,
Hat oft ein Blick, ein Wort verführt.

Oft ſchläft der Trieb in deinem Herzen.
Du ſcheinſt von Rachſucht dir befreyt:
Itzt ſollſt du eine Schmach verſchmerzen,
Und ſieh, dein Herz wallt auf und bräut,
Und ſchilt ſo lieblos und ſo hart,
Als es zuerſt geſcholten ward.

Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen,
Das Herz im Stillen tugendhaft.
Kaum lachet uns die Welt entgegen:
So regt ſich unſre Leidenſchaft.
Wir werden im Geräuſche ſchwach,
Und geben endlich ſtrafbar nach.

Du opferſt Gott die leichtern Triebe
Durch einen ſtrengen Lebenslauf;

Doch opferſt du, wills ſeine Liebe,
Ihm auch die liebſte Neigung auf?
Dieß iſt das Auge, dieß der Fuß,
Die ſich der Chriſt entreißen muß.

Du fliehſt, geneigt zu Ruh und Stille,
Die Welt, und liebſt die Einſamkeit,
Doch biſt du, forderts Gottes Wille,
Auch dieſer zu entfliehn bereit?
Dein Herz haßt Habſucht, Neid und Zank;
Fliehts Unmuth auch und Müßiggang?

Du biſt gerecht; denn auch beſcheiden?
Liebſt Mäßigkeit; denn auch Geduld?
Du dieneſt gern, wenn andre leiden;
Vergiebſt du Feinden auch die Schuld?
Von allen Laſtern ſollſt du rein,
Zu aller Tugend willig ſeyn.

Sey nicht vermeſſen! Wach und ſtreite;
Denk nicht, daß du ſchon gnug gethan.
Dein Herz hat ſeine ſchwache Seite;
Die greift der Feind der Wohlfahrt an,
Die Sicherheit droht dir den Fall;
Drum wache ſtets, wach überall!

Wider den Uebermuth.

Was ist mein Stand, mein Glück, und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Wenn ich vielleicht der Welt mehr, als mein Nächster, nütze;
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verstand, als er besitzt, besitze;
Wer gab mir ihn, als du?

Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut, begegnet;
Bin ich ein beßrer Knecht?
Giebt deine Gütigkeit, die mich vor andern segnet,
Mir wohl zum Stolz ein Recht?

Wenn ich, geehrt und groß, in Würden mich erblicke;
Gott, wer erhöhte mich?
Ist nicht mein Nächster oft, bey seinem kleinern Glücke,
Viel würdiger, als ich?

Wie könnt ich mich, o Gott! des Guten überheben,
Und meines schwachen Lichts?
Was ich besitz, ist dein. Du sprichst! so bin ich Leben;
Du sprichst! so bin ich Nichts.

Von dir kömmt das Gedeihn, und jede gute Gabe
Von dir, du höchstes Gut!
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Denk an den Tod zur Zeit der Schrecken,
Wenn Pfeile Gottes in dir stecken;
Du rufst, und er antwortet nicht.
Sprich: Sollte Gott mich ewig hassen?
Er wird mich sterbend nicht verlassen;
Dann zeigt er mir sein Angesicht.

So suche dir in allen Fällen
Den Tod oft, lebhaft, vorzustellen;
So wirst du ihn nicht zitternd scheun;
So wird er dir ein Trost in Klagen,
Ein weiser Freund in guten Tagen,
Ein Schild in der Versuchung seyn.

Osterlied.

Erinnre dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit;
Halt im Gedächtniß Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!

Fühl alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien,
Als sprächʼ er: Friede sey mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir.

Schau über dich, und bet ihn an.
Er mißt den Sternen ihre Bahn;
Er lebt und herrscht mit Gott vereint,
Und ist dein König und dein Freund.

Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da ist, und der da war!
Sein Name sey gebenedeyt,
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Glaube, der das Herz erhöht!
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit der vergleicht,
Die ich durch Gottes Sohn erreicht?

Vor seinem Thron, in seinem Reich,
Unsterblich, heilig, Engeln gleich,
Und ewig, ewig selig seyn;
Herr, welche Herrlichkeit ist mein!

Mein Herz erliegt froh unter ihr;
Lieb und Verwundrung kämpft in mir,
Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht,
Fall ich, Gott, auf mein Angesicht.

Du, der du in den Himmeln thronst,
Ich soll da wohnen, wo du wohnst,
Und du erfüllst einst mein Vertraun,
In meinem Fleische dich zu schaun?

Ich soll, wenn du, des Lebens Fürst,
In Wolken göttlich kommen wirst,
Erweckt aus meinem Grabe gehn,
Und rein zu deiner Rechten stehn?

Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherubim,
Mit allen Frommen aller Zeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?

Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Chriſtenthum!
Mit dir gekreuzigt, Gottes Sohn,
Sind wir auch auferſtanden ſchon.

Nie komm es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir ſchuldig bin;
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde ſtets erneu.

Er iſts, der alles in uns ſchafft,
Sein iſt das Reich, ſein iſt die Kraft.
Halt im Gedächtniß Jeſum Chriſt,
Der von dem Tod erſtanden iſt.

Der Kampf der Tugend.

Oft klagt dein Herz, wie ſchwer es ſey
Den Weg des Herrn zu wandeln,
Und täglich, ſeinem Worte treu,
Zu denken und zu handeln.
Wahr iſts, die Tugend koſtet Müh,
Sie iſt der Sieg der Lüſte;
Doch richte ſelbſt, was wäre ſie,
Wenn ſie nicht kämpfen müßte?

Die, die ſich ihrer Laſter freun,
Trifft die kein Schmerz hienieden?
Sie ſind die Sklaven eigner Pein,
Und haben keinen Frieden.

Der Fromme, der die Lüste dämpft,
Hat oft auch seine Leiden;
Allein der Schmerz, mit dem er kämpft,
Verwandelt sich in Freuden.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Nimm an, Gott hätt es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frey zu stillen;
Nimm an, Gott ließ den Undank zu,
Den Frevel, dich zu kränken,
Den Menschenhaß; was würdest du
Von diesem Gotte denken?

Gott will, wir sollen glücklich seyn,
Drum gab er uns Gesetze.
Sie sind es, die das Herz erfreun,
Sie sind des Lebens Schätze.
Er redt in uns durch den Verstand,
Und spricht durch das Gewissen,
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Fliehn, oder wählen müssen.

Ihn fürchten, das ist Weisheit nur,
Und Freyheit ists, sie wählen.
Ein Thier folgt Fesseln der Natur,
Ein Mensch dem Licht der Seelen.
Was ist des Geistes Eigenthum?
Was sein Beruf auf Erden?
Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden!

Lern nur Geschmack am Wort des Herrn
Und seiner Gnade finden,
Und übe dich getreu und gern,
Dein Herz zu überwinden.
Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
Von Gott noch mehr bekommen;
Wer aber nicht hat, dem wird auch
Das, was er hat, genommen.

Du streitest nicht durch eigne Kraft,
Drum muß es dir gelingen.
Gott ist es, welcher beides schafft,
Das Wollen und Vollbringen.
Wenn gab ein Vater einen Stein
Dem Sohn, der Brodt begehrte?
Bet oft; Gott müßte Gott nicht seyn,
Wenn er dich nicht erhörte.

Dich stärket auf der Tugend Pfad
Das Beyspiel selger Geister;
Ihn zeigte dir, und ihn betrat
Dein Gott und Herr und Meister.

Dich müsse nie des Frechen Spott
Auf diesem Pfade hindern;
Der wahre Ruhm ist Ruhm bey Gott,
Und nicht bey Menschenkindern.

Sey stark, sey männlich allezeit,
Tritt oft an deine Bahre;
Vergleiche mit der Ewigkeit
Den Kampf so kurzer Jahre.
Das Kleinod, das dein Glaube hält,
Wird neuen Muth dir geben;
Und Kräfte der zukünftgen Welt,
Die werden ihn beleben.

Und endlich, Christ, sey unverzagt,
Wenn dirs nicht immer glücket;
Wenn dich, so viel dein Herz auch wagt,
Stets neue Schwachheit drücket.
Gott sieht nicht auf die That allein,
Er sieht auf deinen Willen.
Ein göttliches Verdienst ist dein!
Dieß muß dein Herze stillen.

Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächtgen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm *) gebührt?

*) ihr 1757.

Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine größte Pflicht!
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genissen?
Ists nicht sein Arm, der alles schafft?

Schaue, o mein Geist! in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig seyn.

Und diesen Gott sollt ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will ist mir ins Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dieß ist mein Dank, dieß ist sein Wille.
Ich soll vollkommen seyn, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb in meiner Seele:
So treibt sie mich zu jeder Pflicht.
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt und Liebe
Mir immerdar vor Augen seyn!
Sie stärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks,
Und sie besieg in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

Das natürliche Verderben des Menschen.

Wer bin ich von Natur, wenn ich mein Inneres prüfe?
O wie viel Greul läßt mich mein Herze sehn!
Es ist verderbt; darum verbirgt mirs seine Tiefe,
Und weigert sich, die Prüfung auszustehn.

Der Weisheit erster Schritt ist, seine Thorheit kennen;
Und diesen Schritt, wie oft verwehrt mir ihn!

Voll Eigenliebe und Stolz will sichs nicht strafbar nennen,
Der Reu entgehn, doch nicht den Fehler fliehn.

Wahr ists, ich find in mir noch redendes Gewissen,
In der Vernunft noch Kenntniß meiner Pflicht.
Ich kann mein Auge nie der Tugend ganz verschliessen,
Und oft scheint mir ein Stral von ihrem Licht.

Doch schwaches Licht, das mir den Reiz der Tugend zeiget,
Und vom Verstand nicht bis zum Herzen dringt!
Vergebens lehret er, das Herz bleibt ungebeuget,
Hat sein Gesetz, und folgt ihm unbedingt.

Ein Richter in mir selbst stört oft des Herzens Ruhe;
Er klagt mich an. Ich steh erschrocken still,
Und billige nicht mehr das Böse, das ich thue,
Und thue nicht das Gute, das ich will.

Verstellung, die ich doch an meinem Nächsten hasse,
Erlaub ich mir, und halt es für Gewinn,
Wenn ich im falschen Licht mich andern sehen lasse,
Und scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin.

Ich weis, daß der Besitz der Güter dieser Erden
Der Seele nie das wahre Glück verleiht;
Doch bleiben sie mein Wunsch; und um beglückt zu werden,
Erring ich mir die Last der Eitelkeit.

Ich weis, wie groß es sey, aus Ueberlegung handeln,
Und handle doch aus sinnlichem Gefühl.
Durch falschen Schein getäuscht, eil ich, ihm nachzuwandeln,
Und Leidenschaft und Irrthum steckt mein Ziel.

Ein gegenwärtig Gut versäum ich zu geniessen,
Flieh, was mich sucht, und suche, was mich flieht.

Im Glücke bin ich stolz, verzagt in Kümmernissen,
Und ohne Ruh um Ruhe stets bemüht.

Mein Nächster hat ein Recht auf viele meiner Pflichten;
Doch wird dies Recht so oft von mir entweiht.
Versagt er mir die Pflicht: so eil ich, ihn zu richten;
Und sein Versehn ist Ungerechtigkeit.

Nicht Liebe gegen Gott heißt mich dem Nächsten dienen,
Mehr Eigenlieb und niedrer Eigennutz.
Aus ihnen fließt Betrug, Verstellung; und in ihnen
Findt Neid und Haß, und Stolz und Härte Schutz.

Gott ehren ist mein Ruf. Wenn ich den Ruf betrachte,
Was find ich da für Mängel meiner Pflicht!
Die Wunder der Natur, die Gott zu Lehrern machte,
Stehn vor mir da, und diese hör ich nicht.

Und heißt ihr Anblick mich auf seine Weisheit schliessen,
Auf Güt und Macht: so schließt nur mein Verstand;
Das Herz bleibt ungerührt, betäubt bleibt das Gewissen,
Und Gott, mein Herr und Vater, unerkannt.

Er schenkt mir so viel Guts*). Gebrauch ich seine Güte
Zu meinem Glück**); und geb ich ihr Gehör?
Nein, durch den Mißbrauch selbst verschließ ich mein Gemüthe
Der Dankbarkeit und Liebe desto mehr.

Oft sagt mir mein Verstand, daß des Allmächtgen Gnade
Das größte Gut, der Trost des Lebens ist,
Und welche Schulden ich auf mein Gewissen lade,
Wenn sie mein Herz für Menschengunst vergißt!

*) Glück 1757. **) Heil 1757.

Und doch, o Gott! wie oft geb ich dieß Glück der Seelen,
Dir werth zu seyn, für kindischen Gewinn,
Für einen Ruhm der Welt, für Lüste, die mich quälen,
Für Eitelkeit, und für ein Nichts dahin!

Gott ist der Herr der Welt; auf seine Hülfe bauen,
Ist meine Pflicht. Doch wenn gehorch ich ihr?
Bald bebt mein Herz vor Furcht, und bald ist das Vertrauen,
Das mich beseelt, nur ein Vertraun zu mir.

Dieß ist des Menschen Herz. Wer hat dieß Herz verheeret?
So kam es nicht, o Gott! aus deiner Hand.
Der Mensch durch eigne Schuld hat seine Würd entehret;
Und beides fiel, sein Herz und sein Verstand.

Doch so verderbt wir sind, so schwach, uns selbst zu heilen;
So steuert Gott doch der Verdorbenheit,
Läßt durch sein heilig Wort uns neue Kraft ertheilen,
Licht der Vernunft, dem Herzen Reinigkeit.

Und du willst dieser Kraft, o Mensch! dich widersetzen?
Sie beut sich an, du aber wehrest ihr?
Und willst des größten Glücks dich selber unwerth schätzen?
Erkenne Gott, noch steht dein Heil bey dir!

Der Weg des Frommen.

Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden,
Er widersteht der bösen Lust;
Er kämpft, und ist des Lohns, den Gott dem Kampf beschieden,
Ist seiner Tugend sich bewußt.

Er merkt auf seinen Gang, geht ihn mit heilgem Muthe;
Wächst an Erkenntniß und an Kraft.
Wird aus der Schwachheit stark, und liebt und schmeckt das Gute,
Das Gott in seiner Seele schafft.

Ihn hat er allezeit vor Augen und im Herzen,
Prüft täglich sich vor seinem Thron,
Bereut der Fehler Zahl, und tilgt der Sünden Schmerzen
Durch Jesum Christum, seinen Sohn.

Getreu in seinem Stand, genießt er Gottes Gaben,
Wehrt seiner Seele Geiz und Neid,
Und ist, wenn andre gleich viel Weins und Kornes haben,
In Gott bey wenigem erfreut.

Schenkt seine Hand ihm viel: so wird er vielen nützen,
Und, wie sein Gott, gutthätig seyn;
Des Freundes Glück erhöhn, verlaßne Tugend schützen,
Und selbst den Feind in Noth erfreun.

Ihm ist es leichte Last, die Pflichten auszuüben,
Die er dem Nächsten schuldig ist;
Die Liebe gegen Gott heißt ihn die Menschen lieben;
Und durch die Liebe siegt der Christ.

Er kränket nie dein Glück, sucht deinen Ruhm, dein Leben;
Denn er ehrt Gottes Bild in dir.
Er trägt dich mit Geduld, ist willig zum Vergeben;
Denn Gott, denkt er, vergiebt auch mir.

Sein Beyspiel sucht dein Herz im Guten zu bestärken,
Er nimmt an deiner Tugend Theil;
Denn alle sind von Gott gezeugt zu guten Werken,
Und haben Einen Herrn, Ein Heil.

Dieß Heil der Ewigkeit, das hier der Fromme schmecket,
Erhöht sein Glück, stillt seinen Schmerz,
Giebt ihm Geduld und Muth. Kein Tod, der ihn erschrecket!
Im Tode noch freut sich sein Herz.

Passionslied.

Erforsche mich, erfahr mein Herz,
Und sieh, Herr, wie ichs meyne.
Ich denk an deines Leidens Schmerz,
An deine Lieb, und weine.
Dein Kreuz sey mir gebenedeyt!
Welch Wunder der Barmherzigkeit
Hast du der Welt erwiesen!
Wenn hab ich dieß genug bedacht,
Und dich aus aller meiner Macht
Genug dafür gepriesen?

Rath, Kraft, und Friedefürst und Held!
In Fleisch und Blut gekleidet,
Wirst du das Opfer für die Welt,
Und deine Seele leidet.
Dein Freund, der dich verräth, ist nah.
Des Zornes Gottes Stund ist da,
Und Schrecken strömen über.
Du zagst, und fühlst der Höllen Weh:
„Ists möglich, Vater, o so geh
„Der Kelch vor mir vorüber!“

Dein Schweiß wird Blut; du ringst und zagst,
Und fällst zur Erden nieder;
Du, Sohn des Höchsten, kämpfst, und wagst
Die erste Bitte wieder.
Du fühlst, von Gott gestärkt im Streit,
Die Schrecken einer Ewigkeit,
Und Strafen sonder Ende.
Auf dich nimmst du der Menschen Schuld,
Und giebst mit göttlicher Geduld
Dich in der Sünder Hände.

Du trägst der Missethäter Lohn,
Und hattest nie gesündigt;
Du, der Gerechte, Gottes Sohn!
So wars vorher verkündigt.
Der Frechen Schaar begehrt dein Blut,
Du duldest, göttlich groß, die Wut,
Um Seelen zu erretten.
Dein Mörder, Jesus, war auch ich;
Denn Gott warf aller Sünd auf dich,
Damit wir Friede hätten.

Erniedrigt bis zur Knechtsgestalt,
Und doch der Größt im Herzen,
Erträgst du Spott, Schmach und Gewalt,
Voll Krankheit und voll Schmerzen.
Wir sahn dich, der Verheißung Ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht Gestalt noch Schöne.
Vor dir, Herr, unsre Zuversicht,
Verbarg man selbst das Angesicht;
Dich schmähn des Bundes Söhne.

Ein Opfer, nach dem ewgen Rath,
Belegt mit unsern Plagen,
Um deines Volkes Missethat
Gemartert und zerschlagen,
Gehst du den Weg zum Kreuzesstamm,
In Unschuld stumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet.
Freywillig, als der Helden Held,
Trägst du, aus Liebe für die Welt,
Den Tod, der uns gebühret.

„Sie haben meine Hände mir,
„Die Füße mir durchgraben;
„Und große Farren sinds, die hier
„Mich, Gott! umringet haben.
„Ich heul, und meine Hülf ist fern.
„Sie spotten mein: Er klags dem Herrn,
„Ob dieser ihn befreyte!
„Du legst mich in des Todes Staub.
„Ich bin kein Mensch, ein Wurm; ein Raub
„Der Wut, ein Spott der Leute.

„Ich ruf und du antworteſt nie,
„Und mich verlaſſen alle.
„In meinem Durſte reichen ſie
„Mir Eſſig dar und Galle.
„Wie Wachs zerſchmelzt in mir mein Herz.
„Sie ſehn mit Freuden meinen Schmerz,
„Die Arbeit meiner Seelen.
„Warum verläßt du deinen Knecht?
„Mein Gott! mein Gott! ich leid und möcht
„All mein Gebeine zählen.“

Du neigſt dein Haupt. Es iſt vollbracht.
Du ſtirbſt! die Erd erſchüttert.
Die Arbeit hab ich dir gemacht,
Herr, meine Seele zittert.
Was iſt der Menſch, den du befreyt?
O wär ich doch ganz Dankbarkeit!
Herr, laß mich Gnade finden!
Und deine Liebe dringe mich,
Daß ich dich wieder lieb, und dich
Nie kreuzige mit Sünden!

Welch Warten einer ewgen Pein
Für die, die dich verachten;
Die, ſolcher Gnade werth zu ſeyn,
Nach keinem Glauben trachten!
Für die, die dein Verdienſt geſtehn,
Und dich durch ihre Laſter ſchmähn,
Als einen Sündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins Gericht.
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht;
Ihm biſt du kein Verſühner.

Du hasts gesagt. Du wirst die Kraft
Zur Heiligung mir schenken.
Dein Blut ists, das mir Trost verschafft,
Wenn mich die Sünden kränken.
Laß mich im Eifer des Gebets,
Laß mich in Lieb und Demuth stets
Vor dir erfunden werden.
Dein Heil sey mir der Schirm in Noth,
Mein Stab im Glück, mein Schild im Tod,
Mein letzter Trost auf Erden!

Der thätige Glaube.

Wer Gottes Wort nicht hält, und spricht:
Ich kenne Gott! der trüget;
In solchem ist die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben sieget.
Wer aber sein Wort gläubt und hält,
Der ist von Gott, nicht von der Welt.

Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein Erkenntniß steigt;
Je mehr wird diese steigen,
Der Glaub erleuchtet nicht allein;
Er stärkt das Herz und macht es rein.

Durch Jesum rein von Missethat,
Sind wir nun Gottes Kinder.
Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Rath der Sünder;
Folgt Christi Beyspiel, als ein Christ,
Und reinigt sich, wie Er rein ist.

Alsdann bin ich Gott angenehm,
Wenn ich Gehorsam übe.
Wer die Gebote hält, in dem
Ist wahrlich Gottes Liebe.
Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.

Der bleibt in Gott, und Gott in ihm,
Wer in der Liebe bleibet.
Die Lieb ists, die die Cherubim,
Gott zu gehorchen, treibet.
Gott ist die Lieb; an seinem Heil
Hat ohne Liebe niemand Theil.

Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dieß, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freud der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sey, die Wollust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen
Und such im Umgang edler Herzen
Dir Beyspiel, Witz und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäffte.
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen:
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh er die Freyheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ists, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sichs verzeihen;
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stets die That verwehren;
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ists Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden;
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht errötheſt,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest!
So rühme dich der Keuschheit nicht!

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.

Denk oft bey dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt ich auch in Finsternissen
Den Greul der Wollust ihr verschliessen:
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

Drum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Morgengesang.

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank;
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich und schlief im Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weis,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mirs itzt neu gegeben.

Gelobet seyst du, Gott der Macht,
Gelobt sey deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn und willig thue.

Daß ich, als ein getreuer Knecht,
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächsten beyzustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn,
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.

Von der Quelle der guten Werke.

Wenn zur Vollführung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beseelet:
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wisse, daß dir alles fehlet.

Wenn Vortheil, Wollust, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen:
So thue noch so gute Thaten;
Du hast vor Gott den Lohn dahin.

Sey durch die Gaben der Natur
Das Wunder und das Glück der Erden!
Beglückest du die Menschen nur,
Um vor der Welt geehrt zu werden;
Erfüllt die Liebe nicht dein Herz:
So bist du bey den größten Gaben,
Bey dem Verstand, den Engel haben,
Vor Gott doch nur ein tönend Erz.

Bau Häuser auf, und brich dein Brodt,
Das Volk der Armen zu verpflegen;
Entreiß die Wittwen ihrer Noth,
Und sey der Waisen Schutz und Segen!
Gieb alle deine Habe hin!
Noch hast du nichts vor Gott gegeben.
Wenn Lieb und Pflicht dich nicht beleben:
So ist dir alles kein Gewinn.

Thu Thaten, die der Heldenmuth
Noch jemals hat verrichten können;
Vergieß fürs Vaterland dein Blut,
Laß deinen Leib für andre brennen!
Beseelet dich nicht Lieb und Pflicht;
Bist du die Absicht deiner Thaten:
So schütz und rette ganze Staaten;
Gott achtet deiner Werke nicht.

Läg ihm an unsern Werken nur:
So könnt er uns, sie zu vollbringen,
Sehr leicht durch Fesseln der Natur,
Durch Kräfte seiner Allmacht zwingen.
Vor ihm, der alles schafft und giebt,
Gilt Weisheit nichts, nichts Macht und Stärke.
Er will die Absicht deiner Werke,
Ein Herz, das ihn verehrt und liebt.

Ein Herz, von Eigenliebe fern,
Fern von des Stolzes eitlem Triebe,
Geheiligt durch die Furcht des Herrn,
Erneut durch Glauben zu der Liebe;
Dieß ists, was Gott von uns verlangt.
Und wenn wir nicht dieß Herz besitzen:
So wird ein Leben uns nichts nützen,
Das mit den größten Thaten prangt.

Drum täusche dich nicht durch den Schein,
Nicht durch der Tugend bloßen Namen.
Sieh nicht auf deine Werk allein;
Sieh auf den Quell, aus dem sie kamen.
Prüf dich vor Gottes Angesicht,
Ob seine Liebe dich beseelet.
Ein Herz, dem nicht der Glaube fehlet,
Dem fehlet auch die Liebe nicht.

Wohnt Liebe gegen Gott in dir:
So wird sie dich zum Guten stärken.
Du wirst die Gegenwart von ihr
An Liebe zu dem Nächsten merken.

Die Liebe, die dich schmücken soll,
Ist gütig; ohne List und Tücke;
Beneidet nicht des Nächsten Glücke;
Sie bläht sich nicht; ist langmuthsvoll.

Sie deckt des Nächsten Fehler zu,
Und freut sich niemals seines Falles.
Sie suchet nicht bloß ihre Ruh;
Sie hofft und gläubt und duldet alles.
Sie ists, die dir den Muth verleiht,
Des Höchsten Wort gern zu erfüllen,
Macht seinen Sinn zu deinem Willen,
Und folgt dir in die Ewigkeit.

Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege:
So weis ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!

Wer hat die Sonn an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schooß der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt und Größe.

Erheb ihn ewig, o mein Geist!
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sey gepreist,

Und alle Welt ſag Amen!
Und alle Welt fürcht ihren Herrn,
Und hoff auf ihn, und dien ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Troſt der Erlöſung.

Gedanke, der uns Leben giebt,
Welch Herz vermag dich auszudenken?
„Alſo hat Gott die Welt geliebt,
„Uns ſeinen Sohn zu ſchenken!“

Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heilgen Finſterniſſen,
Füllſt du mein Herz mit Majeſtät,
Und ſtilleſt mein Gewiſſen.

Ich kann der Sonne Wunder nicht,
Noch ihren Lauf und Bau ergründen;
Und doch kann ich der Sonne Licht
Und ihre Wärm empfinden.

So kann mein Geiſt den hohen Rath
Des Opfers Jeſu nicht ergründen;
Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden.

Nimm mir den Troſt, daß Jeſus Chriſt
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,

Nicht Gott und mein Erlöser ist:
So werd ich angstvoll zagen.

Ist Christi Wort nicht Gottes Sinn:
So werd ich ewig irren müssen,
Und wer Gott ist, und was ich bin,
Und werden soll, nicht wissen.

Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit,
Und halte fest am Glauben.

Des Sohnes Gottes Eigenthum,
Durch ihn des ewgen Lebens Erbe,
Dieß bin ich; und das ist mein Ruhm,
Auf den ich leb und sterbe.

Er giebt mir seinen Geist, das Pfand,
Daran wir seine Liebe merken,
Und bildet uns durch seine Hand
Zu allen guten Werken.

So lang ich seinen Willen gern
Mit einem reinen Herzen thue;
So fühl ich eine Kraft des Herrn,
Und schmecke Fried und Ruhe.

Und wenn mich meine Sünde kränkt,
Und ich zu seinem Kreuze trete:
So weis ich, daß er mein gedenkt,
Und thut, warum ich bete.

Ich weis, daß mein Erlöser lebt,
Daß ich, erwecket aus der Erde,
Wenn er sich zum Gericht erhebt,
Im Fleisch ihn schauen werde.

Kann unsre Lieb im Glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dieß ist die Lieb, o Gott! zu dir,
Dein Wort von Herzen halten.

Erfüll mein Herz mit Dankbarkeit,
So oft ich deinen Namen nenne,
Und hilf, daß ich dich allezeit
Treu vor der Welt bekenne.

Soll ich dereinst noch würdig sein,
Um deinetwillen Schmach zu leiden:
So laß mich keine Schmach und Pein
Von deiner Liebe scheiden!

Und soll ich, Gott, nicht für und für
Des Glaubens Freudigkeit empfinden;
So wirk er doch sein Werk in mir,
Und reinge mich von Sünden.

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt;
(So laß mich noch im Tode denken!)
Wie sollt uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

Lied am Geburtstage.

Dir dank ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mirs gegeben,
Dank ich dir, Gott, dafür.
Durch freye Gnad allein bewogen,
Hast du mich aus dem Nichts gezogen;
Durch deine Güte bin ich hier.

Du hast mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet,
Bis diesen Augenblick.
Du gabst mir tausend frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage
Und meine Leiden in mein Glück.

Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Schöpfer *) aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O Gott! damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!

Du sahst und hörtest schon mein Sehnen,
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh ich bereitet war;
Und wogst, eh ich zu seyn begonnte,
Eh ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Theil schon dar.

Du ließt mich Gnade vor dir finden:
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe! welch Erbarmen!

*) Herrscher 1757.

Der Herr der Welt sorgt für mich Armen,
Und ist ein Vater, der verzeiht.

Für alle Wunder deiner Treue,
Für alles, dessen ich mich freue,
Lobsinget dir mein Geist.
Er selber ist dein größt Geschenke;
Dein ists, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preist.

Daß du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk und Kraft mich ausgerüstet,
Dieß, Vater, dank ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dieß alles, Vater, dank ich dir.

Soll ich, o Gott! noch länger leben:
So wirst du, was mir gut ist, geben;
Du giebsts, ich hoff auf dich.
Dir, Gott, befehl ich Leib und Seele.
Der Herr Herr, dem ich sie befehle,
Der segne und behüte mich.

Vom Worte Gottes.

Gott ist mein Hort!
Und auf sein Wort
Soll meine Seele trauen.
Ich wandle hier,
Mein Gott, vor dir
Im Glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort ist wahr;
Laß immerdar
Mich seine Kräfte schmecken.
Laß keinen Spott,
O Herr, mein Gott,
Mich von dem Glauben schrecken!

Wo hätt ich Licht,
Wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?
Gott, ohne sie
Verstünd ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt
Der Seele Werth,
Unsterblichkeit und Leben.
Zur Ewigkeit
Ist diese Zeit
Von dir mir übergeben.

Dein ewger Rath,
Die Missethat
Der Sünder zu versühnen:
Den kennt ich nicht,
Wär mir dieß Licht
Nicht durch dein Wort erschienen.

Nun darf mein Herz
In Reu und Schmerz
Der Sünden nicht verzagen;
Nein, du verzeihst,

Lehrst meinen Geist
Ein gläubig Abba sagen.

Mich zu erneun,
Mich dir zu weihn,
Ist meines Heils Geschäfte.
Durch meine Müh
Vermag ichs nie;
Dein Wort giebt mir die Kräfte.

Herr, unser Hort,
Laß uns dieß Wort!
Denn du hasts uns gegeben.
Es sey mein Theil,
Es sey mir Heil,
Und Kraft zum ewgen Leben!

Weihnachtslied.

Dieß ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Die Völker haben dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward;
Da sandte Gott von seinem Thron
Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.

Wenn ich dieß Wunder faſſen will:
So ſteht mein Geiſt vor Ehrfurcht ſtill;
Er betet an, und er ermißt,
Daß Gottes Lieb unendlich iſt.

Damit der Sünder Gnad erhält,
Erniedrigſt du dich, Herr der Welt,
Nimmſt ſelbſt an unſrer Menſchheit Theil,
Erſcheinſt im Fleiſch, und wirſt uns Heil.

Dein König, Zion, kömmt zu dir.
„Ich komm, im Buche ſteht von mir;
„Gott, deinen Willen thu ich gern.“
Gelobt ſey, der da kömmt im Herrn!

Herr, der du Menſch gebohren wirſt,
Immanuel und Friedefürſt,
Auf den die Väter hoffend ſahn,
Dich, Gott Meſſias bet ich an.

Du, unſer Heil und höchſtes Gut,
Vereineſt dich mit Fleiſch und Blut,
Wirſt unſer Freund und Bruder hier,
Und Gottes Kinder werden wir.

Gedanke voller Majeſtät!
Du biſt es, der das Herz erhöht.
Gedanke voller Seligkeit!
Du biſt es, der das Herz erfreut.

Durch Eines Sünde fiel die Welt.
Ein Mittler iſts, der ſie erhält.

Was zagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
Der in des Vaters Schooße sitzt?

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt;
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Dieß ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd in aller Welt gedacht;
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Geduld.

Ein Herz, o Gott! in Leid und Kreuz geduldig,
Das bin ich dir und meinem Heile schuldig.
Laß mich die Pflicht, die wir so oft vergessen,
Täglich ermessen.

Bin ich nicht Staub, wie alle meine Väter?
Bin ich vor dir, Herr, nicht ein Uebertreter?
Thu ich zu viel, wenn ich die schweren Tage
Standhaft ertrage?

Wie oft, o Gott! wenn wir das Böse dulden,
Erdulden wir nur unsrer Thorheit Schulden,
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübsal der Frommen!

Ist Dürftigkeit, in der die Trägen klagen,
Sind Haß und Pein, die Stolz und Wollust tragen,
Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermißte Freuden,
Christliches Leiden?

Ist deren Quaal, die deinen Rath verachtet,
Nach Gottesfurcht und Glauben nie getrachtet,
Und die sich itzt in finstrer Schwermuth quälen,
Prüfung der Seelen?

Doch selbst, o Gott, in Strafen unsrer Sünden
Läßt du den Weg zu unserm Heil uns finden,
Wenn wir sie uns, die Missethat zu hassen,
Züchtigen lassen.

Jag ich nur nach dem Frieden im Gewissen:
Wird alles mir zum Besten dienen müssen.
Du, Herr, regierst, und ewig wirkt dein Wille
Gutes die Fülle.

Ich bin ein Gast und Pilger auf der Erden,
Nicht hier, erst dort, dort soll ich glücklich werden;
Und gegen euch, was sind, ihr ewgen Freuden,
Dieser Zeit Leiden?

Wenn ich nur nicht mein Elend selbst verschulde;
Wenn ich als Mensch, als Christ, hier leid und dulde:
So kann ich mich der Hülfe der Erlösten
Sicher getrösten.

Ich bin ein Mensch, und Leiden müssen kränken;
Doch in der Noth an seinen Schöpfer denken,

Und ihm vertraun, dieß stärket unsre Herzen
Mitten in Schmerzen.

Schau über dich! Wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf! Wer spricht: Bis hieher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?

Willst du so viel, als der Allweise, wissen?
Itzt weist du nicht, warum du leiden müssen;
Allein du wirst, was seine Wege waren,
Nachmals erfahren.

Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
Die Heiligung des Geistes zu empfahen,
Und mit dem Trost der Hülfe, die wir merken,
Andre zu stärken.

Das Kreuz des Herrn wirkt Weisheit und Erfahrung;
Erfahrung giebt dem Glauben Muth und Nahrung.
Ein starkes Herz steht in der Noth noch feste.
Hoffe das Beste!

Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied!
Er ist der Gott der Stärke;
Hehr ist sein Nam, und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.

Er will uns sprichts;
So sind und leben Welten.
Und er gebeut; so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das Beste;
Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn Anfang Gott, und Gott in ewgen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist dir gleich?

Was ist und war,
In Himmel, Erd und Meere,
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist um mich,
Schafft, daß ich sicher ruhe;
Er schafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforschet mich und dich.

Er ist dir nah,
Du sitzest oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest:
So ist er allenthalben da.

Er kennt mein Flehn
Und allen Rath der Seele.

Er weis, wie oft ich Gutes thu und fehle,
Und eilt, mir gnädig beyzustehn.

Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war.

Nichts, nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar soll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde seyn!

Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines Schöpfers Macht.

Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel.
Du, Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr seyd sein Loblied und sein Psalm!

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag ich nichts nach Himmel und nach Erden,
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Die Liebe des Nächsten.

So jemand spricht: Ich liebe Gott!
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb, und will, daß ich
Den Nächsten liebe, gleich als mich.

Wer dieser Erden Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden;
Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
Und hat die Liebe Gottes nicht.

Wer seines Nächsten Ehre schmäht,
Und gern sie schmähen höret;
Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
Und nichts zum Besten kehret;
Nicht dem Verläumder widerspricht;
Der liebt auch seinen Bruder nicht.

Wer zwar mit Rath, mit Troſt und Schutz
Den Nächſten unterſtützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus Gehorſam, nicht aus Pflicht;
Der liebt auch ſeinen Nächſten nicht.

Wer harret, bis, ihn anzuflehn,
Ein Dürftger erſt erſcheinet,
Nicht eilt, dem Frommen beyzuſtehn,
Der im Verborgnen weinet;
Nicht gütig forſcht, obs ihm gebricht;
Der liebt auch ſeinen Nächſten nicht.

Wer Andre, wenn er ſie beſchirmt,
Mit Härt und Vorwurf quälet,
Und ohne Nachſicht ſtraft und ſtürmt,
So bald ſein Nächſter fehlet;
Wie bleibt bey ſeinem Ungeſtüm
Die Liebe Gottes wohl in ihm?

Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rath und That nicht wachet,
Dem Uebel nicht zu wehren ſucht,
Das oft ſie dürftig machet;
Nur ſorglos ihnen Gaben giebt;
Der hat ſie wenig noch geliebt.

Wahr iſt es, du vermagſt es nicht,
Stets durch die That zu lieben.
Doch biſt du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,

Und wünscheſt dir die Kraft dazu,
Und ſorgſt dafür: ſo liebeſt du.

Ermattet dieſer Trieb in dir;
So ſuch ihn zu beleben.
Sprich oft: Gott iſt die Lieb, und mir
Hat er ſein Bild gegeben.
Denk oft: Gott, was ich bin, iſt dein;
Sollt ich, gleich dir, nicht gütig ſeyn?

Wir haben Einen Gott und Herrn,
Sind Eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächſten gern;
Denn wir ſind alle Brüder.
Gott ſchuf die Welt nicht bloß für mich;
Mein Nächſter iſt ſein Kind, wie ich.

Ein Heil iſt unſer aller Gut.
Ich ſollte Brüder haſſen,
Die Gott durch ſeines Sohnes Blut
So hoch erkaufen laſſen?
Daß Gott mich ſchuf, und mich verſühnt,
Hab ich dieß mehr, als ſie, verdient?

Du ſchenkſt mir täglich ſo viel Schuld,
Du Herr von meinen Tagen!
Ich aber ſollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergiebſt,
Und den nicht lieben, den du liebſt?

Was ich den Frommen hier gethan,
Dem Kleinſten auch von dieſen,

Das sieht Er, mein Erlöser, an,
Als hätt ichs ihm erwiesen.
Und ich, ich sollt ein Mensch noch seyn,
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gieb mir, Gott! durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist.

Abendlied.

Für alle Güte sey gepreist,
Gott Vater, Sohn und heilger Geist!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,
Den Lobgesang,
Den ich dir kindlich bringe.

Du nahmst dich meiner herzlich an,
Hast Großes heut an mir gethan,
Mir mein Gebet gewähret;
Hast väterlich
Mein Haus und mich
Beschützet und genähret.

Herr, was ich bin, ist dein Geschenk;
Der Geist, mit dem ich dein gedenk,
Ein ruhiges Gemüthe;
Was ich vermag
Bis diesen Tag,
Ist alles deine Güte.

Sey auch, nach deiner Lieb und Macht,
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht;
Vergieb mir meine Sünden.
Und kömmt mein Tod,
Herr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden.

Auf die Himmelfahrt des Erlösers.

Jauchzt, ihr Erlösten, dem Herrn! Er hat sein Werk vollendet;
Deß müsse sich der Erdkreis freun!
Er fährt verkläret hinauf zu dem, der ihn gesendet,
Und nimmt die Himmel wieder ein.

Der Herr, nachdem er das Heil und unvergänglich Leben
Auf Erden an das Licht gebracht,
Den Weg zu Gott uns gelehrt, sich selbst für uns gegeben,
Fährt auf zur Rechten seiner Macht.

Sein, sein ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden,
Und uns hat er das Heil verdient,

Wer sein Wort gläubet und hält, soll nicht verloren werden;
Er hat die Welt mit Gott versühnt.

Hoch über alle Vernunft besiegt er ihr Verderben,
Und seine Lieb ermüdet nie.
Ein unvergängliches Glück den Menschen zu erwerben,
So heiligt er sich selbst für sie.

Jauchzt, ihr Gerechten, dem Herrn, und preiset seinen Namen!
Ihm danken, das ist unsre Pflicht.
Wir sind glückselig in ihm. Sein Wort ist Ja und Amen;
Und Gott ist unsre Zuversicht.

Preist, ihr Erlösten, den Herrn, und rühmet all, ihr Frommen!
Er fährt gen Himmel, als ein Held,
In Wolken fährt er hinauf; so wird er wiederkommen,
Ein Herr und Richter aller Welt.

Dieß ist des Gläubigen Trost, verklärt ihn einst zu schauen,
Und seiner Liebe sich zu freun.
Dieß ist des Gläubigen Pflicht, ihm ewig zu vertrauen,
Und sich durch Tugend ihm zu weihn.

Wer des Erlösers sich schämt, des wird auch er sich schämen;
Den wieder ehren, der ihn ehrt.
Laß uns das Leben von dir und Gnad um Gnade nehmen,
Herr, dessen Herrschaft ewig währt!

Ich bin ein irrendes Schaf, du weisest mich zu rechte,
Und leitest mich nach deinem Rath;
Machst mich vom Knechte der Welt zu einem deiner Knechte,
Und tilgest meine Missethat.

Was ist die Hoheit der Welt? Sie rührt den Christen wenig,
Du kleidest ihn mit Ruhm und Pracht:
Was ist die Hoheit der Welt? Zum Priester und zum König
Bin ich durch dich vor Gott gemacht.

Dank sey dem Heiland der Welt! Er hat sein Werk vollführet.
Frohlock ihm, Volk der Christenheit!
Er sitzt zur Rechten des Herrn. Er lebet und regieret
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Am Communiontage.

Ich komme, Herr, und suche dich,
Mühselig und beladen.
Gott, mein Erbarmer, würdge mich
Des Wunders deiner Gnaden.
Ich liege hier vor deinem Thron,
Sohn Gottes und des Menschen Sohn,
Mich deiner zu getrösten.
Ich fühle meiner Sünden Müh;
Ich suche Ruh, und finde sie
Im Glauben der Erlösten.

Dich bet ich zuversichtlich an,
Du bist das Heil der Sünder.
Du hast die Handschrift abgethan,
Und wir sind Gottes Kinder.

Ich denk an deines Leidens Macht,
Und an dein Wort: Es ist vollbracht!
Du hast mein Heil verdienet.
Du hast für mich dich dargestellt.
Gott war in dir und hat die Welt
In dir mit sich versöhnet.

So freue dich, mein Herz, in mir!
Er tilget deine Sünden,
Und läßt an seiner Tafel hier
Dich Gnad um Gnade finden.
Du rufst, und er erhört dich schon,
Spricht liebreich: Sey getrost, mein Sohn!
Die Schuld ist dir vergeben.
Du bist in meinen Tod getauft,
Und du wirst dem, der dich erkauft,
Von ganzem Herzen leben.

Dein ist das Glück der Seligkeit;
Bewahr es hier im Glauben,
Und laß durch keine Sicherheit
Dir deine Krone rauben.
Sieh, ich vereine mich mit dir;
Ich bin der Weinstock, bleib an mir:
So wirst du Früchte bringen.
Ich helfe dir, ich stärke dich;
Und durch die Liebe gegen mich
Wird dir der Sieg gelingen.

Ja, Herr, mein Glück ist dein Gebot;
Ich will es treu erfüllen,
Und bitte dich, durch deinen Tod,
Um Kraft zu meinem Willen.

Laß mich von nun an würdig seyn,
Mein ganzes Herz dir, Herr, zu weihn,
Und deinen Tod zu preisen.
Laß mich den Ernst der Heiligung
Durch eine wahre Besserung
Mir und der Welt beweisen!

Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst, und fühlest die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst;
Du strebest, glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück.
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wirs zu wünschen pflegen,
Doch so, wie ers uns heilsam fand.

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäffte,
Und nütze deine Lebenszeit.

Bey Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung sehn,
Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich gehn!

Vom Tode.

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil ich zu dem Grabe;
Und was ists, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk, o Mensch! an deinen Tod;
Säume nicht; denn Eins ist noth.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben;
Nichts wird dich im Tod erfreun;
Diese Güter sind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugniß giebt,
Wird dir deinen Tod versüssen;
Dieses Herz, von Gott erneut,
Ist des Todes Freudigkeit.

Wenn in deiner letzten Noth
Freunde hülflos um dich beben:
Dann wird über Welt und Tod
Dich dieß reine Herz erheben;
Dann erschreckt dich kein Gericht;
Gott ist deine Zuversicht.

Daß du dieses Herz erwirbst,
Fürchte Gott, und bet und wache.
Sorge nicht, wie früh du stirbst;
Deine Zeit ist Gottes Sache.
Lern nicht nur den Tod nicht scheun,
Lern auch seiner dich erfreun.

Ueberwind ihn durch Vertraun,
Sprich: Ich weis, an wen ich gläube,
Und ich weis, ich werd ihn schaun
Einst in diesem meinem Leibe...

Er, der rief: Es ist vollbracht!
Nahm dem Tode seine Macht.

Tritt im Geist zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein versenken,
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich selbst bedenken;
Lehre du michs jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag!

Wider den Aufschub der Bekehrung.

Willst du die Buße noch, die Gott gebeut, verschieben:
So schändest du sein Wort, und mußt dich selbst nicht lieben.
Ist deine Besserung nicht deiner Seele Glück?
Und wer verschiebt sein Heil gern einen Augenblick?

Allein wie schwer ists nicht, sein eigen Herz bekämpfen,
Begierden widerstehn, und seine Lüste dämpfen?
Ja, Sünder, es ist schwer; allein zu deiner Ruh
Ist dieß der einzge Weg. Und dem entsagest du?

Ist deine Pflicht von Gott, wie kannst du sie vergessen?
Nach deinen Kräften selbst hat er sie abgemessen.
Was weigerst du dich noch? Ist Gott denn ein Tyrann,
Der mehr von mir verlangt, als ich ihm leisten kann!

Sprich selbst: gewinnet Gott, wenn ich ihm kindlich diene,
Und, seiner werth zu seyn, im Glauben mich erkühne?

Wenn du die Tugend übſt, die Gott, dein Herr, gebeut,
Wem dienſt du? Ringſt du nicht nach deiner Seligkeit?

Was weigerſt du dich noch, das Laſter zu verlaſſen?
Weil es dein Unglück iſt, befiehlt es Gott zu haſſen.
Was weigerſt du dich noch, der Tugend Freund zu ſeyn?
Weil ſie dich glücklich macht, befiehlt ſie Gott allein.

Gott beut die Kraft dir an, das Gute zu vollbringen.
Soll er durch Allmacht dich, ihm zu gehorchen, zwingen?
Er gab dir die Vernunft; und du verleugneſt ſie?
Er ſendet dir ſein Wort; und du gehorchſt ihm nie?

Sprich nicht: Gott kennt mein Herz; ich hab es ihm verheißen,
Mich noch dereinſt, mich bald vom Laſter loszureißen;
Itzt iſt dies Werk zu ſchwer. Doch dieſe Schwierigkeit,
Die heute dich erſchreckt, wächſt ſie nicht durch die Zeit?

Je öfter du vollbringſt, was Fleiſch und Blut befohlen,
Je ſtärker wird der Hang, die That zu wiederholen.
Scheuſt du dich heute nicht, des Höchſten Feind zu ſeyn:
Um wie viel weniger wirſt du dich morgen ſcheun!

Iſt denn die Buß ein Werk von wenig Augenblicken?
Kann dich kein ſchneller Tod der Welt noch heut entrücken?
Iſt ein Geſchrey zu Gott, ein Wunſch nach Beſſerung,
Und Angſt der Miſſethat, die wahre Heiligung?

Iſts gnug zur Seligkeit, des Glückes der Erlöſten,
Wenn uns der Tod ergreift, ſich ſicher zu getröſten;
Iſt das Bekenntniß gnug, daß uns die Sünde reut:
So iſt kein leichter Werk, als deine Seligkeit.

Doch fordert Gott von uns die Reinigkeit der Seelen;
Ist keine Seele rein, der Glaub und Liebe fehlen:
Ist dieses dein Beruf, Gott dienen, den du liebst:
So zittre vor dir selbst, wenn du dieß Werk verschiebst.

Der Glaube heiligt dich. Ist dieser dein Geschäffte?
Nein, Mensch! Und du verschmähst des Geistes Gottes Kräfte?
Erschreckt dich nicht sein Wort? Giebt in verkehrten Sinn
Den Sünder, der beharrt, nicht Gott zuletzt dahin?

Hat Christus uns erlöst, damit wir Sünder bleiben,
Und, sicher durch sein Blut, das Laster höher treiben?
Gebeut uns Christi Wort nicht Tugend, Recht und Pflicht:
So ist es nicht von Gott. Gott widerspricht sich nicht.

Noch heute, weil du lebst, und seine Stimme hörest,
Noch heute schicke dich, daß du vom Bösen kehrest.
Begegne deinem Gott, willst du zu deiner Pein
Dein hier versäumtes Glück nicht ewig noch bereun.

Entschließe dich beherzt, dich selber zu besiegen;
Der Sieg, so schwer er ist, bringt göttliches Vergnügen.
Was zagst du? Geht er gleich im Anfang langsam fort:
Sey wacker! Gott ist nah, und stärkt dich durch sein Wort.

Ruf ihn in Demuth an; er tilget deine Sünden.
Und läßt dich sein Gesetz erst ihren Fluch empfinden:
So widerstreb ihm nicht; denn Gottes Traurigkeit
Wirkt eine Reu in dir, die niemals dich gereut.

So süß ein Laster ist, so giebts doch keinen Frieden.
Der Tugend nur allein hat Gott dieß Glück beschieden.

Ein Menſch, der Gott gehorcht, erwählt das beſte Theil;
Ein Menſch, der Gott verläßt, verläßt ſein eignes Heil.

Die Buße führt dich nicht in eine Welt voll Leiden;
Gott kennt und liebt dein Glück; ſie führt zu deinen Freuden;
Macht deine Seele rein, füllt dich mit Zuverſicht,
Giebt Weisheit und Verſtand, und Muth zu deiner Pflicht.

Sprich ſelbſt: Iſt dieß kein Glück, mit ruhigem Gewiſſen
Die Güter dieſer Welt, des Lebens Glück genieſſen,
Und mäßig und gerecht in dem Genuſſe ſeyn,
Und ſich der Seligkeit ſchon hier im Glauben freun?

Bußlied.

An dir allein, an dir hab ich geſündigt,
Und übel oft vor dir gethan.
Du ſiehſt die Schuld, die mir den Fluch verkündigt;
Sieh, Gott, auch meinen Jammer an.

Dir iſt mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Thränen ſind vor dir.
Ach Gott, mein Gott, wie lange ſoll ich ſorgen?
Wie lang entfernſt du dich von mir?

Herr, handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld.
Ich ſuche dich; laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmuth und Geduld.

Früh wollst du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit.
Erfreue mich um deines Namens willen;
Du bist ein Gott, der gern erfreut.

Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen;
Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht.

Herr, eile du, mein Schutz, mir beyzustehen,
Und leite mich auf ebner Bahn.
Er hört mein Schreyn, der Herr erhört mein Flehen,
Und nimmt sich meiner Seelen an.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu schaden suchen,
Der mir zu schaden sucht.
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Wenn er aus Haß mir flucht.

Mit Güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er droht.
Wenn er mich schilt, will ich ihn segnen;
Dieß ist des Herrn Gebot.

Er, der von keiner Sünde wußte,
Vergalt die Schmach mit Huld,
Und litt, so viel er leiden mußte,
Mit Sanftmuth und Geduld.

Will ich, sein Jünger, wiederschelten,
Da er nicht wiederschalt?
Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
Wie er den Haß vergalt?

Wahr ists, Verleumdung dulden müssen,
Ist eine schwere Pflicht,
Doch selig, wenn ein gut Gewissen
Zu unsrer Ehre spricht!

Dieß will ich desto mehr bewahren;
So bessert mich mein Feind,
Und lehrt mich, weiser nur verfahren,
Indem ers böse meynt.

Ich will mich vor den Fehlern hüten,
Die er von mir ersann;
Und auch die Fehler mir verbieten,
Die er nicht wissen kann.

So will ich mich durch Sanftmuth rächen,
An ihm das Gute sehn,
Und dieses Gute von ihm sprechen;
Wie könnt er länger schmähn!

In seinem Haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn,
Und als ein Christ bereit zum Frieden,
Bereit zu Diensten seyn.

Und wird er, mich zu untertreten,
Durch Güte mehr erhitzt:
Will ich im Stillen für ihn beten,
Und Gott vertraun; Gott schützt.

Demuth.

Herr! lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne,
Und nicht auf sie vermessen sey.
Herr! lehre mich, wie oft ich fehle, merken.
Was ist der Mensch bey seinen besten Werken?
Wenn sind sie von Gebrechen frey?

Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille!
Wie oft, wenn ich auch dein Gebot erfülle,
Erfüll ichs minder, als ich soll!
Sind Lieb und Furcht stets die Bewegungsgründe
Der guten That, der unterlaßnen Sünde?
Und ist mein Herz des Eifers voll?

Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend,
Gedenke nicht der unvollkommnen Tugend
Der reifern Jahre meiner Zeit.
Wenn ich noch oft aus Stolz nach Tugend strebe,
Aus Menschenfurcht mich Lastern nicht ergebe;
Was ist denn meine Frömmigkeit?

Wenn ich den Geiz aus Furcht der Schande fliehe,
Aus Weichlichkeit mich wohlzuthun bemühe,
Und mäßig bin, gesund zu seyn;
Wenn ich die Rach aus Eigennutze hasse,
Der Ehrsucht Pfad aus Trägheit nur verlasse;
Was ist an dieser Tugend mein?

Und Gott, wie oft sind unsre besten Triebe
Nicht Frömmigkeit, nicht Früchte deiner Liebe,

Nur Früchte der Natur und Zeit!
Wenn fühlen wir der Tugend ganze Würde?
Wenn ist dein Joch uns eine leichte Bürde,
Und dein Gebot Zufriedenheit?

Doch, Herr, mein Gott! wenn auch zu deiner Ehre
Mein Herze rein, rein meine Tugend wäre;
Weß ist denn dieses Eigenthum?
Wer ließ mich früh zur Tugend unterrichten,
Mein Glück mich sehn in meines Lebens Pflichten,
Und im Gehorsam meinen Ruhm?

Wer gab mir Muth, Herr, dein Gebot zu lieben?
Wer gab mir Kraft, es freudig auszuüben,
Und in Versuchung Schild und Sieg?
Weß ist der Quell, der mich mit Weisheit tränkte?
Und weß der Freund, der mich zum Guten lenkte,
Und mir den Fehler nicht verschwieg?

Du triebst mich an, daß ich das Gute wählte,
Und riefst mich oft, wenn ich des Wegs verfehlte,
Durch Stimmen deines Geists zurück;
Zogst mich durch Kreuz, durch Wohlthat auch, von Sünden,
Ließt, wenn ich rief, mich wieder Gnade finden,
Und gabst zu meiner Bekrung Glück.

Was ist der Mensch, daß du, Gott, sein gedenkest,
Gerechtigkeit in deinem Sohn ihm schenkest,
Und zur Belohnung selbst ein Recht?
Und wenn ich nun, durch deines Geistes Gabe,
Des Glaubens Kraft, und alle Werke habe,
Wer bin ich? Ein unnützer Knecht.

Weihnachtslied.

Auf, ſchicke dich,
Recht feyerlich
Des Heilands Feſt mit Danken zu begehen!
Lieb iſt der Dank,
Der Lobgeſang,
Durch den wir ihn, den Gott der Lieb, erhöhen.

Sprich dankbar froh:
Alſo, alſo
Hat Gott die Welt in ſeinem Sohn geliebet!
O, wer bin ich,
Herr, daß du mich
So herrlich hoch in deinem Sohn geliebet?

Er, unſer Freund,
Mit uns vereint,
Zur Zeit, da wir noch ſeine Feinde waren;
Er wird uns gleich,
Um Gottes Reich
Und ſeine Lieb im Fleiſch zu offenbaren.

An ihm nimm Theil,
Er iſt das Heil;
Thu täglich Buß und gläub an ſeinen Namen.
Der ehrt ihn nicht,
Wer Herr, Herr, ſpricht,
Und doch nicht ſucht ſein Beyſpiel nachzuahmen.

Aus Dank will ich
In Brüdern dich,
Dich, Gottesſohn, bekleiden, ſpeiſen, tränken

Der Frommen Herz
In ihrem Schmerz
Mit Troſt erfreun, und dein dabey gedenken.

Rath, Kraft und Held,
Durch den die Welt
Und alles iſt, im Himmel und auf Erden!
Die Chriſtenheit
Preiſt dich erfreut,
Und aller Knie ſoll dir gebeuget werden.

Erhebt den Herrn!
Er hilft uns gern,
Und wer ihn ſucht, den wird ſein Name tröſten.
Alleluja!
Alleluja!
Freut euch des Herrn, und jauchzt ihm, ihr Erlöſten!

Das Glück eines guten Gewiſſens.

Beſitz ich nur
Ein ruhiges Gewiſſen:
So iſt für mich, wenn andre zagen müſſen,
Nichts ſchreckliches in der Natur.

Dieß ſey mein Theil!
Dieß ſoll mir Niemand rauben.
Ein reines Herz von ungefärbtem Glauben,
Der Friede Gottes nur iſt Heil.

Welch ein Gewinn,
Wenn meine Sünde schweiget;
Wenn Gottes Geist in meinem Geiste zeuget,
Daß ich sein Kind und Erbe bin!

Und diese Ruh,
Den Trost in unserm Leben,
Sollt ich für Lust, für Lust der Sinne geben?
Dieß lasse Gottes Geist nicht zu!

In jene Pein,
Mich selber zu verklagen,
Der Sünde Fluch mit mir umher zu tragen;
In diese stürzt ich mich hinein?

Laß auch die Pflicht,
Dich selber zu besiegen,
Die schwerste seyn! Sie ists; doch welch Vergnügen
Wird sie nach der Vollbringung nicht!

Welch Glück! zu sich
Mit Wahrheit sagen können:
Ich fühlt in mir des Bösen Lust entbrennen;
Doch, Dank sey Gott! ich schützte mich.

Und welch Gericht!
Selbst zu sich sagen müssen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verschliessen;
Und doch verschloß ich mir ihn nicht.

Was kann im Glück
Den Werth des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz versüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.

Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden ſtillen;
Im ſchwerſten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz.

Was giebt dir Muth,
Die Güter zu verachten,
Wornach mit Angſt die niedern Seelen trachten?
Ein ruhig Herz, dieß größre Gut.

Was iſt der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm! Denn wer das Böſe meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bey Gott.

Im Herzen rein,
Hinauf gen Himmel ſchauen,
Und ſagen: Gott! du Gott, biſt mein Vertrauen!
Welch Glück, o Menſch, kann größer ſeyn?

Sieh, alles weicht,
Bald wirſt du ſterben müſſen.
Was wird alsdann dir deinen Tod verſüſſen?
Ein gut Gewiſſen macht ihn leicht.

Heil dir, o Chriſt!
Der dieſe Ruh empfindet,
Und der ſein Glück auf das Bewußtſeyn gründet,
Daß nichts verdammlichs an ihm iſt!

Laß Erd und Welt,
So kann der Fromme ſprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen!
Gott iſt es, deſſen Hand mich hält.

Versicherung der Gnade Gottes.

So hoff ich denn mit festem Muth
Auf Gottes Gnad und Christi Blut;
Ich hoff ein ewig Leben.
Gott ist ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das Recht zur Seligkeit
In seinem Sohn gegeben.

Herr, welch ein unaussprechlich Heil,
An dir, an deiner Gnade Theil,
Theil an dem Himmel haben;
Im Herzen durch den Glauben rein,
Dich lieben und versichert seyn
Von deines Geistes Gaben!

Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.
Er spricht uns Trost im Elend zu,
Versüßet uns des Lebens Ruh,
Und stärkt uns in Gefahren.

Erhalte mir, o Herr, mein Hort!
Den Glauben an dein göttlich Wort,
Um deines Namens willen;
Laß ihn mein Licht auf Erden seyn,
Ihn täglich mehr mein Herz erneun,
Und mich mit Trost erfüllen!

Ermunterung die Schrift zu lesen.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen;
Bedenke, daß dieß Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält.

Merk auf, als ob dir Gott, dein Gott, gerufen hätte;
Merk auf, als ob er selbst zu dir vom Himmel redte!
So lies; mit Ehrfurcht lies, mit Lust und mit Vertraun,
Und mit dem frommen Ernst, in Gott dich zu erbaun.

Sprich fromm: O Gott! vor dem ich meine Hände falte,
Gieb, daß ich dein Gebot für dein Wort ewig halte;
Und laß mich deinen Rath empfindungsvoll verstehn,
Die Wunder am Gesetz, am Wort vom Kreuze sehn!

Er, aller Wahrheit Gott, kann dich nicht irren lassen.
Lies, Christ, sein heilig Buch, lies oft; du wirst es fassen,
So viel dein Heil verlangt. Gott ists, der Weisheit giebt,
Wenn man sie redlich sucht und aus Gewissen liebt.

Lies, frey von Leidenschafft und ledig von Geschäfften,
Und sammle deinen Geist mit allen seinen Kräften.
Der beste Theil des Tags, des Morgens Heiterkeit,
Und dann der Tag des Herrn, der sey der Schrift geweiht.

Rührt dich ein starker Spruch: so ruf ihn, dir zum Glücke,
Des Tags oft in dein Herz, im Stillen oft, zurücke;
Empfinde seinen Geist, und stärke dich durch ihn
Zum wahren Edelmuth, das Gute zu vollziehn.

Um tugendhaft zu seyn, dazu sind wir auf Erden.
Thu, was die Schrift gebeut; dann wirst du inne werden,
Die Lehre sey von Gott, die dir verkündigt ist,
Und dann das Wort verstehn, dem du gehorsam bist.

Spricht sie geheimnißvoll: so laß dich dieß nicht schrecken.
Ein endlicher Verstand kann Gott nie ganz entdecken;
Gott bleibt unendlich hoch. Wenn er sich dir erklärt:
So glaube, was er spricht, nicht was dein Witz begehrt.

Sich seines schwachen Lichts bey Gottes Licht nicht schämen,
Ist Ruhm; und die Vernunft alsdann gefangen nehmen,
Wenn Gott sich offenbart, ist der Geschöpfe Pflicht;
Und weise Demuth ists, das glauben, was Gott spricht.

Drum laß dich, frommer Christ, durch keine Zweifel kränken.
Hier bist du Kind; doch dort wird Gott mehr Licht dir schenken.
Dort wächst mit deinem Glück dein Licht in Ewigkeit;
Dort ist die Zeit des Schauns, und hier des Glaubens Zeit.

Verehre stets die Schrift; und siehst du Dunkelheiten:
So laß dich deinen Freund, der mehr als du sieht, leiten.
Ein forschender Verstand, der sich der Schrift geweiht,
Ein angefochtnes Herz, hebt manche Dunkelheit.

Halt fest an Gottes Wort; es ist dein Glück auf Erden,
Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden.
Verachte christlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort aus Gott.

Abendlied.

Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe,
Und die du heut an mir gethan.

Mit dankendem Gemüthe
Freu ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du giebſt mir Kraft und Stärke,
Gedeyn zu meinem Werke,
Und ſchafft ein reines Herz in mir.

Gott, welche Ruh der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben gehn;
Auf deine Güte hoffen,
Im Geiſt den Himmel offen,
Und dort den Preis des Glaubens ſehn!

Ich weis, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o Gott, mein Heil!
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bey dir in Gnaden,
Und in dem Himmel iſt mein Theil.

Bedeckt mit deinem Segen,
Eil ich der Ruh entgegen;
Dein Name ſey gepreiſt!
Mein Leben und mein Ende
Iſt dein; in deine Hände
Befehl ich, Vater, meinen Geiſt.

Passionslied.

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Uns zu erlösen!

Vereint mit Gott, ein Mensch gleich uns auf Erden,
Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden;
An unsrer Statt gemartert und zerschlagen,
Die Sünde tragen;

Welch wundervoll hochheiliges Geschäffte!
Sinn ich ihm nach: so zagen meine Kräfte,
Mein Herz erbebt; ich seh und ich empfinde
Den Fluch der Sünde.

Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen.
Gott ist die Lieb, und läßt die Welt erlösen.
Dieß kann mein Geist, mit Schrecken und Entzücken,
Am Kreuz erblicken.

Es schlägt den Stolz und mein Verdienst danieder,
Es stürzt mich tief, und es erhebt mich wieder;
Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
Zu Gottes Freunde.

O Herr! mein Heil, an dessen Blut ich glaube,
Ich liege hier vor dir gebückt im Staube,
Verliere mich mit dankendem Gemüthe
In deine Güte.

Sie überſteigt die menſchlichen Gedanken;
Allein ſollt ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Menſch; darf der ſich unterwinden,
Gott zu ergründen?

Das Größt in Gott iſt Gnad und Lieb erweiſen;
Uns kömmt es zu, ſie demuthsvoll zu preiſen,
Zu ſehn, wie hoch, wenn Gott uns Gnad erzeiget,
Die Gnade ſteiget.

Laß deinen Geiſt mich ſtets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren;
Daß ich, getreu in dem Beruf der Liebe,
Mich chriſtlich übe.

Das Gute thun, das Böſe fliehn und meiden,
Herr, dieſe Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden.
Kann ich zugleich das Böſe mir erlauben,
Und an dich glauben?

Da du dich ſelbſt für mich dahin gegeben,
Wie könnt ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?

Ich ſollte nicht, wenn Leiden dieſer Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelaßnes Herzens werden,
Da du ſo viel für uns, die wirs verſchuldet,
Liebreich erduldet?

Für welche du dein Leben ſelbſt gelaſſen,
Wie könnt ich ſie, ſie, meine Brüder, haſſen?

Und nicht, wie du, wenn sie mich untertreten,
Für sie noch beten?

Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten,
Wenn man mich schilt, nicht rächend wiederschelten.
Du, Heiliger, du, Herr und Haupt der Glieder,
Schaltst auch nicht wieder.

Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dieß ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen.
Und Gott giebt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.

Unendlich Glück! Du littest uns zu gute.
Ich bin versöhnt mit deinem theuren Blute.
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben.

So bin ich denn schon selig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?
So werd ich dort, von Herrlichkeit umgeben,
Einst ewig leben?

Ja, wenn ich stets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf, im Glauben wach und bete:
So ist mein Heil schon so gewiß erstrebet,
Als Jesus lebet.

Lockt böse Lust mein Herz mit ihrem Reize:
So schrecke mich dein Wort, das Wort vom Kreuze.
Und werd ich matt im Laufe guter Werke:
So sey mirs Stärke.

Seh ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden:
So seys doch mir, Trotz alles frechen Spottes!
Die Weisheit Gottes.

Gott, eile nicht, sie rächend zu zerschmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich spät bekehrt, und den*), den er geschmähet,
Um Gnade flehet.

Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken:
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken;
Dein Kreuz, dieß sey, wenn ich den Tod einst leide,
Mir Fried und Freude!

In Krankheit.

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Quaal?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und stets strafst du gelinder,
Als es der Mensch verdient.

*) dich 1757.

Will ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Besten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben,
Mehr lieben, als den Herrn.
Dir, Gott, will ich vertrauen,
Und nicht auf Menschen bauen;
Du hilfst, und du errettest gern.

Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun.
Itzt hat mein Geist noch Kräfte
Sein Heil laß mein Geschäffte,
Dein Wort mir Trost und Leben seyn,

Wenn ich in Christo sterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bey mir in der Noth.

Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken.
Der Herr wird alles lenken;
Und was mir gut ist, wird geschehn.

Osterlied.

„Freywillig hab ichs dargebracht,
„Und niemand nimmt mein Leben.
„Es selbst zu lassen, hab ich Macht,
„Macht, wieder mirs zu geben.
„Und darum liebt mein Vater mich,
„Daß ich mein Leben laß, und ich
„Für meine Feind es lasse.

„Ich bin in meiner Niedrigkeit
„Ein Aergerniß der Erden;
„Verschmäht, gegeißelt und verspeyt,
„Gekreuzigt werd ich werden.
„Wenn alles dieß vollendet ist:
„So wird des Menschen Sohn, der Christ,
„Nicht die Verwesung sehen.

„Weil er sich selbst erniedrigt hat:
„So wird ihn Gott erhöhen.
„Ich leid und sterb an eurer Statt,
„Dann werd ich auferstehen.
„Am dritten Tag geh ich heraus,
„Lösch alle Schmach des Kreuzes aus,
„Als Gottes Sohn bewiesen.

„Ich will euch sehn, erfreuet euch,
„Euch siegreich wiedersehen;
„Euch lehren, meines Vaters Reich
„Und hohen Rath verstehen;
„Euch den verheißnen Geist verleihn;
„Und ihr sollt meine Zeugen seyn,
„Daß ich vom Tod erstanden.

„Geht hin und lehret alle Welt;
„Ich bin des Weibes Saamen,
„Der Saamen Abrahams, der Held;
„Und tauft in meinem Namen.
„Wer an Gott gläubt, gläubt auch an mich.
„Thut Wunder, und beweist, daß ich
„Zur Rechten Gottes sitze.

„Kämpft für mein Evangelium,
„Und freuet euch der Leiden.
„Kein Engel und kein Fürstenthum,
„Nichts soll euch von mir scheiden.
„Man wird euch hassen, und euch schmähn,
„Euch tödten; dennoch solls geschehn,
„Daß eure Lehre sieget."

Herr, unser Heil! sie hat gesiegt,
Und siegt in allen Landen,
Und zeuget, daß dein Wort nicht trügt,
Und zeugt, du bist erstanden.
Dein Kreuz, an das man dich erhöht,
Verwandelt sich in Majestät;
Du gehst aus deinem Grabe.

Gehaßt in deiner Niedrigkeit,
Warst du ein Ziel des Spottes,
Und zeigtest doch zu gleicher Zeit
An dir die Hoheit Gottes.
Dein Kreuz schien zwar der Welt ein Greul;
Doch sterben für der Feinde Heil,
Dieß ist die höchste Tugend.

Dein Reich war nicht von dieſer Welt,
Dein Ruhm nicht Menſchenehre.
An Demuth groß, an Lieb ein Held,
Und göttlich in der Lehre;
Geduldig, und von Sünden rein,
Gehorſam, bis zum Kreuze, ſeyn;
Dies war des Heilands Größe.

Du ſtarbſt am Kreuz. Doch war dir nicht
Die Kraft des Herrn gegeben?
Wer gab den Blinden das Geſicht?
Den Todten ſelbſt das Leben?
Und wem gehorchte Wind und Meer?
Und wem der böſen Geiſter Heer?
Du warſt von Gott gekommen.

Nun irren mich nicht Schmach und Spott,
Noch deines Kreuzes Schanden.
Du biſt mein Herr, du biſt mein Gott;
Denn du biſt auferſtanden.
Du biſt mein Heil, mein Fels, mein Hort,
Der Herr, durch deſſen mächtig Wort
Auch ich einſt ewig lebe.

Wir ſind nun göttlichen Geſchlechts,
Durch dich des Himmels Erben.
Dieß iſt die Hoffnung deines Knechts,
In dieſer will ich ſterben.
Wie du vom Tod erſtanden biſt;
So werd auch ich, Herr Jeſu Chriſt,
Am jüngſten Tag erſtehen.

Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Auf Gott, und nicht auf meinen Rath,
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Er sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz?
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

Gott kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh ichs bat, gewährt,
Wenns seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich
Stets väterlich.
Nicht, was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!

Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick,
Bey dessen Last wir klagen?

Die größte Noth
Hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüssen.

Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ists überwunden!
Hofft auf den Herrn!
Er hilft uns gern:
Seyd fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft seinen Knechten.

Wider den Geiz.

Wohl dem, der beßre Schätze liebt,
Als Schätze dieser Erden!
Wohl dem, der sich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden;

Und in dem Glauben, deß er lebt,
Sich über dieſe Welt erhebt!

Wahr iſt es, Gott verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu beſitzen.
Er gab ſie uns, und auch die Pflicht,
Mit Weisheit ſie zu nützen.
Sie dürfen unſer Herz erfreun,
Und unſers Fleißes Antrieb ſeyn.

Doch nach den Gütern dieſer Zeit
Mit ganzer Seele ſchmachten,
Nicht erſt nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten;
Iſt dieſes eines Menſchen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erſchuf?

Der Geiz erniedrigt unſer Herz,
Erſtickt die edlern Triebe.
Die Liebe für ein ſchimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe,
Und machet, der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu deinem Gott.

Der Geiz, ſo viel er an ſich reißt,
Läßt dich kein Gut genieſſen;
Er quält durch Habſucht deinen Geiſt,
Und tödtet dein Gewiſſen,
Und reißt durch ſchmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.

Um wenig Vortheil wird er schon
Aus dir mit Meyneid sprechen;
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenschlich abzubrechen;
Er wird in dir der Wittwen Flehn,
Der Waisen Thränen widerstehn.

Wie könnt ein Herz, vom Geize hart,
Der Wohlthat Freuden schmecken,
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hülf entdecken?
Und wo ist eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?

Du bist ein Vater und aus Geiz
Entziehst du dich den Kindern,
Und lässest dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern;
Und glaubst, du habst sie wohl bedacht,
Wenn du sie reich, wie dich, gemacht.

Du hast ein richterliches Amt;
Und du wirst dich erfrechen,
Die Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habsucht recht zu sprechen;
Und selbst der Tugend größter Feind
Erkauft an dir sich einen Freund.

Gewinnsucht raubt dir Muth und Geist,
Die Wahrheit frey zu lehren;

Du ſchweigſt, wenn ſie dich reden heißt,
Ehrſt, wo du nicht ſollſt ehren,
Und wirſt um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler, und die Peſt der Welt.

Erhalte mich, o Gott! dabey,
Daß ich mir gnügen laſſe,
Geiz ewig als Abgötterey
Von mir entfern und haſſe.
Ein weiſes Herz und guter Muth
Sey meines Lebens größtes Gut!

Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein Angeſicht,
Verwirf, o Gott, mein Flehen nicht;
Vergieb mir alle meine Schuld,
Du Gott der Gnaden und Geduld.

Schaff du ein reines Herz in mir,
Ein Herz voll Lieb und Furcht zu dir,
Ein Herz voll Demuth, Preis und Dank,
Ein ruhig Herz mein Lebenlang.

Sey mein Beſchützer in Gefahr;
Ich harre deiner immerdar.
Iſt wohl ein Uebel, das mich ſchreckt,
Wenn deine Rechte mich bedeckt?

Ich bin ja, Herr, in deiner Hand.
Von dir empfieng ich den Verstand;
Erhalt ihn mir, o Herr! mein Hort,
Und stärk ihn durch dein göttlich Wort.

Laß, deines Namens mich zu freun,
Ihn stets vor meinen Augen seyn.
Laß, meines Glaubens mich zu freun,
Ihn stets durch Liebe thätig seyn.

Das ist mein Glück, was du mich lehrst.
Das sey mein Glück, das ich zuerst
Nach deinem Reiche tracht, und treu
In allen meinen Pflichten sey!

Ich bin zu schwach aus eigner Kraft
Zum Siege meiner Leidenschaft;
Du aber ziehst mit Kraft mich an,
Daß ich den Sieg erlangen kann.

Gieb von den Gütern dieser Welt
Mir, Herr, so viel, als dir gefällt;
Gieb deinem Knecht ein mäßig Theil,
Zu seinem Fleiße Glück und Heil.

Schenkt deine Hand mir Ueberfluß:
So laß mich mäßig im Genuß,
Und, dürftge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber seyn.

Gieb mir Gesundheit, und verleih,
Daß ich sie nütz, und dankbar sey,

Und nie, aus Liebe gegen ſie,
Mich zaghaft einer Pflicht entzieh.

Erwecke mir ſtets einen Freund,
Ders treu mit meiner Wohlfahrt meynt,
Mit mir in deiner Furcht ſich übt,
Mir Rath und Troſt und Beyſpiel giebt.

Beſtimmſt du mir ein längres Ziel,
Und werden meiner Tage viel:
So laß, Gott, meine Zuverſicht,
Verlaß mich auch im Alter nicht.

Und wird ſich einſt meine Ende nahn:
So nimm dich meiner herzlich an,
Und ſey durch Chriſtum, deinen Sohn,
Mein Schirm, mein Schild und großer Lohn!

Troſt eines ſchwermüthigen Chriſten.

Du klagſt, o Chriſt! in ſchweren Leiden,
Und ſeufzeſt, daß der Geiſt der Freuden
Von dir gewichen iſt.
Du klagſt und rufſt: Herr, wie ſo lange?
Und Gott verzeucht, und dir wird bange,
Daß du von Gott verlaſſen biſt.

Sind meine Sünden mir vergeben;
Hat Gott mir Sünder Heil und Leben

In seinem Sohn verliehn:
Wo sind denn seines Geistes Triebe?
Warum empfind ich nicht die Liebe,
Und hoffe nicht getrost auf ihn?

Mühselig, sprichst du, und beladen
Hör ich den Trost vom Wort der Gnaden,
Und ich empfind ihn nicht;
Bin abgeneigt, vor Gott zu treten;
Ich bet, und kann nicht gläubig beten;
Ich denke Gott, doch ohne Licht.

Sonst war mirs Freude, seinen Willen
Von ganzem Herzen zu erfüllen;
Sein Wort war mir gewiß.
Izt kann ichs nicht zu Herzen fassen,
Und meine Kraft hat mich verlassen,
Und meinen Geist deckt Finsterniß.

Oft fühl ich Zweifel, die mich quälen,
Heul oft vor Unruh meiner Seelen;
Und meine Hülfe ist fern.
Ich suche Ruh, die ich nicht finde;
In meinem Herzen wohnt nur Sünde,
Nur Unmuth, keine Furcht des Herrn.

Zag nicht, o Christ! denn deine Schmerzen
Sind sichre Zeugen beßrer Herzen,
Als dir das deine scheint.
Wie könntest du dich so betrüben,
Daß dir die Kraft fehlt, Gott zu lieben,
Wär nicht dein Herz mit ihm vereint?

Kein Menſch vermag Gott zu erkennen,
Noch Jeſum einen Herrn zu nennen,
Als durch den heilgen Geiſt.
Haſt du nicht dieſen Geiſt empfangen?
Er iſts, der dich nach Gott verlangen,
Und ſein Erbarmen ſuchen heißt.

Vertrau auf Gott. Er wohnt bey denen,
Die ſich nach ſeiner Hülfe ſehnen;
Er kennt und will dein Glück.
Er höret deines Weinens Stimme;
Verbirgt er gleich in ſeinem Grimme
Sich einen kleinen Augenblick.

Gott ließ ſo manchen ſeiner Frommen
In dieß Gefühl des Elends kommen,
Und ſtund ihm mächtig bey.
Du ſollſt dein Nichts erkennen lernen,
Sollſt das Vertraun auf dich entfernen,
Und ſehn, was Gottes Gnade ſey.

Vor Sicherheit dich zu bewahren,
Läßt er dich ſeine Streng erfahren,
Und ſchickt dir dieſe Laſt.
Er reinigt dich, wie Gold im Feuer,
Macht dir das Heil der Seele theuer,
Damit du halteſt, was du haſt.

So wie ein Vater über Kinder,
Erbarmet ſich Gott über Sünder,
Die ſeinen Namen ſcheun.
Dein Seufzen iſt ihm nicht verborgen.

So fern der Abend ist vom Morgen,
Läßt er von dir die Sünde seyn.

Zwar ist um Trost dir itzo bange;
Denn alle Züchtigung, so lange
Sie da ist, scheint uns hart.
Doch nachmals wird sie friedsam geben
Frucht der Gerechtigkeit und Leben
Dem, der durch sie geübet ward.

Fahr fort zu beten und zu wachen.
Gott ist noch mächtig in den Schwachen,
Ist Güte für und für.
Laß dir an seiner Gnade gnügen.
Sein Wort ist wahr und kann nicht trügen:
Ich stärke dich, ich helfe dir!

Auf, fasse dich in deinen Nöthen!
Sprich: Wollte mich der Herr auch tödten:
So harr ich dennoch sein.
Mir bleibt das Erbtheil der Erlösten;
Und will mich Gott nicht eher trösten,
Wird er mich doch im Tod erfreun.

Osterlied.

Jesus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt, und wird auch mich
Von den Todten auferwecken.

Er verklärt mich in sein Licht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ihm ist das Reich
Ueber alle Welt gegeben;
Mit ihm werd auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben,
Gott erfüllt, was er verspricht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, wer nun verzagt,
Lästert ihn und Gottes Ehre,
Gnade hat er zugesagt,
Daß der Sünder sich bekehre.
Gott verstößt in Christo nicht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, sein Heil ist mein;
Sein sey auch mein ganzes Leben.
Reines Herzens will ich seyn,
Und den Lüsten widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ich bin gewiß,
Nichts soll mich von Jesu scheiden,
Keine Macht der Finsterniß,
Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er giebt Kraft zu dieser Pflicht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.
Welchen Trost in Todesnoth
Wird er*) meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
Herr, Herr, meine Zuversicht!

Betrachtung des Todes.

Wie sicher lebt der Mensch, der Staub!
Sein Leben ist ein fallend Laub;
Und dennoch schmeichelt er sich gern,
Der Tag des Todes sey noch fern.

Der Jüngling hofft des Greises Ziel,
Der Mann noch seiner Jahre viel,
Der Greis zu vielen noch ein Jahr,
Und keiner nimmt den Irrthum wahr.

Sprich nicht: Ich denk in Glück und Noth
Im Herzen oft an meinen Tod.
Der, den der Tod nicht weiser macht,
Hat nie mit Ernst an ihn gedacht.

Wir leben hier zur Ewigkeit,
Zu thun was uns der Herr gebeut,
Und unsers Lebens kleinster Theil
Ist eine Frist zu unserm Heil.

*) es 1757.

Der Tod rückt Seelen vor Gericht;
Da bringt Gott alles an das Licht,
Und macht, was hier verborgen war,
Den Rath der Herzen offenbar.

Drum da dein Tod dir täglich dräut,
So sey doch wacker und bereit;
Prüf deinen Glauben, als ein Christ,
Ob er durch Liebe thätig ist.

Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu seyn,
Dieß macht dich nicht von Sünden rein.

Ein Herz, das Gottes Stimme hört,
Ihr folgt, und sich vom Bösen kehrt;
Ein gläubig Herz, von Lieb erfüllt,
Dieß ist es, was in Christo gilt.

Die Heiligung erfordert Müh;
Du wirkst sie nicht, Gott wirket sie.
Du aber ringe stets nach ihr,
Als wäre sie ein Werk von dir.

Der Ruf des Lebens, das du lebst,
Dein höchstes Ziel, nach dem du strebst,
Und deiner Tage Rechenschaft
Ist Tugend in des Glaubens Kraft.

Ihr alle seine Tage weihn,
Heißt eingedenk des Todes seyn;

Und wachsen in der Heiligung,
Ist wahre Todeserinnerung.

Wie oft vergeß ich diese Pflicht!
Herr, geh mit mir nicht ins Gericht;
Drück selbst des Todes Bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich;

Daß ich mein Herz mit jedem Tag
Vor dir, o Gott! erforschen mag,
Ob Liebe, Demuth, Fried und Treu,
Die Frucht des Geistes, in ihm sey;

Daß ich zu dir um Gnade fleh,
Stets meiner Schwachheit widerstehe,
Und einstens in des Glaubens Macht
Mit Freuden ruf: Es ist vollbracht!

Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O Herr, mein Gott! durch den ich bin und lebe,
Gieb, daß ich mich in deinen Rath ergebe;
Laß ewig deinen Willen mein,
Und was du thust, mir theuer seyn!

Du, du regierst, bist Weisheit, Lieb und Stärke.
Du, Herr, erbarmst dich aller deiner Werke.

Was zag ich einen Augenblick?
Du biſt mein Gott, und willſt mein Glück.

Von Ewigkeit haſt du mein Loos entſchieden.
Was du beſtimmſt, das dient zu meinem Frieden.
Du wogſt mein Glück, du wogſt mein Leid,
Und was du ſchickſt, iſt Seligkeit.

Gefällt es dir: ſo müſſe keine Plage
Sich zu mir nahn; gieb mir zufriedne Tage.
Allein verwehrts mein ewig Heil:
So bleibe nur dein Troſt mein Theil.

Du giebſt aus Huld uns dieſer Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängſt du unſre Leiden.
Iſt nur mein Weh nicht meine Schuld:
So zag ich nicht. Du giebſt Geduld.

Soll ich ein Glück, das du mir gabſt, verlieren,
Und willſt du, Gott! mich rauhe Wege führen:
So wirſt du, denn du hörſt mein Flehn,
Mir dennoch eine Hülf erſehn.

Vielleicht muß ich nach wenig Tagen ſterben.
Herr, wie du willſt! Soll ich den Himmel erben,
Und dieſer iſt im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir ſchrecklich ſeyn?

Am neuen Jahre.

Er ruft der Sonn, und ſchafft den Mond,
Das Jahr darnach zu theilen;
Er ſchafft es, daß man ſicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen;
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf! laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank ertheilen.

Herr, der da iſt, und der da war!
Von dankerfüllten Zungen
Sey dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied geſungen;
Für Leben, Wohlfahrt, Troſt und Rath,
Für Fried und Ruh, für jede That,
Die uns durch dich gelungen.

Laß auch dieß Jahr geſegnet ſeyn,
Das du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft iſt dein,
In deiner Furcht zu leben.
Du ſchützeſt uns, und du vermehrſt
Der Menſchen Glück, wenn ſie zuerſt
Nach deinem Reiche ſtreben.

Gieb mir, wofern es dir gefällt,
Des Lebens Ruh und Freuden.
Doch ſchadet mir das Glück der Welt:
So gieb mir Kreuz und Leiden.
Nur ſtärke mit Geduld mein Herz,
Und laß mich nicht in Noth und Schmerz
Die Glücklichern beneiden.

Hilf deinem Volke väterlich
In dieſem Jahre wieder.
Erbarme der Verlaßnen dich,
Und der bedrängten Glieder.
Gieb Glück zu jeder guten That,
Und laß dich, Gott, mit Heil und Rath
Auf unſern Fürſten nieder;

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf ſeinem Stuhle throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unſerm Lande wohne;
Daß Treu und Liebe bey uns ſey;
Dieß, lieber Vater, dieß verleih
In Chriſto, deinem Sohne!

Der Schutz der Kirche.

Wenn Chriſtus ſeine Kirche ſchützt:
So mag die Hölle wüten.
Er, der zur Rechten Gottes ſitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.
Er iſt mit Hülfe nah:
Wenn er gebeut, ſtehts da.
Er ſchützet ſeinen Ruhm,
Und hält das Chriſtenthum:
Mag doch die Hölle wüten!

Gott sieht die Fürsten auf dem Thron
Sich wider ihn empören;
Denn den Gesalbten, seinen Sohn,
Den wollen sie nicht ehren.
Sie schämen sich des Worts,
Des Heilands, unsers Horts;
Sein Kreuz ist selbst ihr Spott;
Doch ihrer lachet Gott.
Sie mögen sich empören!

Der Frevler mag die Wahrheit schmähn;
Uns kann er sie nicht rauben.
Der Unchrist mag ihr widerstehn;
Wir halten fest am Glauben.
Gelobt sey Jesus Christ!
Wer hier sein Jünger ist,
Sein Wort von Herzen hält,
Dem kann die ganze Welt
Die Seligkeit nicht rauben.

Auf, Christen! die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein Drohn erschrecken!
Der Gott, der von dem Himmel schaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der Herr Herr Zebaoth
Hält über sein Gebot,
Giebt uns Geduld in Noth,
Und Kraft und Muth im Tod;
Was will uns denn erschrecken?

Troſt des ewigen Lebens.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt ſich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr iſts, der Fromme ſchmeckt auf Erden
Schon manchen ſelgen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Menſch, und ſeine Ruh
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald ſtören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräuſche dieſer Welt;
Bald kämpft in ſeinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter ſiegt; als fällt;
Bald ſinkt er durch des Nächſten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laſter öfters glücklich iſt,
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Menſch nie frey von Pein,
Nie frey von eigner Schwachheit ſeyn.

Hier such ichs nur, dort werd ichs finden;
Dort werd ich, heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Werth empfinden.
Den unaussprechlich großen Werth;
Den Gott der Liebe werd ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorsicht heilger Wille
Mein Will und meine Wohlfahrt seyn;
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreun.
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah:
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

Da werd ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig singen
Dem Lamme, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.

Da werd ich in der Engel Schaaren
Mich ihnen gleich und heilig sehn,

Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick,
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.

Da werd ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da sind ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil sey dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet; du!
O Gott, wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!

Was seyd ihr, Leiden dieser Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie,
Ist doch ein Augenblick voll Müh!

Auf das Neue Jahr 1759*).

Ein Herz, das Tugend liebt, gerecht und redlich handelt,
Auf Gottes Güte harrt, in seinen Wegen wandelt,
Und stets, ihm treu zu seyn, in sich den Eifer mehrt;
Dieß Herz ist vor dem Herrn zum Segen angeschrieben.
Ein Vater kann so sehr sein eigen Kind nicht lieben,
Als Gott den Frommen liebt, der ihn getreu verehrt.
O Menschen, möchtet ihr des Schöpfers Güte kennen!
Wie würdet ihr euch seiner freun!
Wie würdet ihr vor Eifer brennen,
Stets eurem Schöpfer werth zu seyn!

Ja nie beschämt der Herr die Hoffnung des Gerechten.
Sein gnädig Angesicht ruht über seinen Knechten,
Und immer ist sein Ohr zu ihrem Flehn geneigt.
Ihr Wunsch bewegt sein Herz, und das, was sie begehren,
Ist nie dem Herrn zu groß, es ihnen zu gewähren;
Ihm, dessen Güte stets ihr Bitten übersteigt.
O brächten die, die heut mit Wünschen Gott ermüden,
Ein tugendhaftes Herz dem Herrn zum Opfer dar!
So hörte Gott den Wunsch um Frieden,
Und segnete der Welt das Neue Jahr.

*) (Das Gedicht steht nicht in den Ausgaben Gellert'scher Schriften, ist aber wohl unzweifelhaft von Gellert. Hier ist es abgedruckt aus dem Allgem. Litter. Anzeiger, Leipzig 1801, No. 180. S. 1735 f., wo es F. C. Fulda bekannt machte, der darüber bemerkt: „In einer Buchdruckerei zu Leipzig, der Langenheimischen, erschien zu Anf. des J. 1759 auf eine Bogen-Fläche sauber ... gedruckt, als eine Art von Neujahrgeschenk, folgendes Gedicht, das, wie ich aus sicherer Hand habe, von Gellert herrührt, dem man auch Gellerts Ton und Sprache leicht anhört.")

Der Tugend fehlet nie ein Trost in bösen Tagen
Und sie allein kann nur das gute Glück ertragen,
Und sie allein ist nur der bessern Zeiten werth.
Um Frieden schreyt das Volk der ganzen Erden,
Doch niemand sucht des Friedens werth zu werden.
Ists Wunder, daß der Herr der Thoren Wunsch nicht hört?
Die jetzt um Frieden ängstlich flehen,
O möchten sie des Friedens würdig seyn!
So würde, wenn sie gleich nicht die Erfüllung sähen,
Sich doch ihr Herz des wahren Friedens freun.

Verzeichniß

derjenigen Lieder, welche Kirchenmelodien haben.

Seite

Bitten 395
Mel. Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.

Prüfung am Abend 398
Mel. O Gott, du frommer Gott ꝛc.

Gelassenheit 395
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.

Die Wachsamkeit 397
Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Osterlied: Erinnre dich, mein Geist, erfreue ꝛc. 406
Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her.

Der Kampf der Tugend 405
Mel. Durch Adams Fall ist ganz verderbt ꝛc.

Passionslied: Erforsch mich, Herr, erfahr mein Herz ꝛc. . 411
Mel. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld ꝛc.

Seite

Der thätige Glaube 419
Mel. Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt ꝛc.

Morgengesang 424
Mel. Ich dank dir schon durch deinen Sohn ꝛc.

Preis des Schöpfers 428
Mel. Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut ꝛc.

Vom Worte Gottes 434
Mel. Ach Gott und Herr ꝛc.

Weihnachtslied: Dieß ist der Tag, den Gott gemacht ꝛc. . 436
Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.

Geduld 438
Mel. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen ꝛc.

Die Liebe des Nächsten 443
Mel. Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt ꝛc.

Abendlied: Für alle Güte sey gepreist 446
Mel. Mit meinem Gott geh ich zur Ruh ꝛc.

Am Communiontage 449
Mel. O König, dessen Majestät ꝛc.

Vom Tode: Meine Lebenszeit verstreicht ꝛc. 452
Mel. Jesus meine Zuversicht ꝛc.

Wider den Aufschub der Bekehrung 454
Mel. O Gott, du frommer Gott ꝛc.

Weihnachtslied: Auf! schicke dich ꝛc. 459
Mel. Wir Christenleut ꝛc.

Seite

Versicherung der Gnade Gottes 466
Mel. Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn ꝛc.

Ermunterung die Schrift zu lesen 467
Mel. O Gott, du frommer Gott ꝛc.

Abendlied: Herr, der du mir das Leben ꝛc. 468
Mel. Nun ruhen alle Wälder ꝛc.

Passionslied: Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken ꝛc. 470
Mel. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen ꝛc.

In Krankheit 473
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.

Osterlied: Freywillig hab ichs dargebracht ꝛc. 475
Mel. Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.

Vertrauen auf Gottes Vorsehung 478
Mel. Was Gott thut, das ist wohlgethan ꝛc.

Wider den Geiz 479
Mel. Wohl dem, der sich auf seinen Gott ꝛc.

Allgemeines Gebet 482
Mel. Für deinen Thron tret ich hiermit ꝛc.

Osterlied: Jesus lebt, mit ihm auch ich ꝛc. 487
Mel. Jesus, meine Zuversicht ꝛc.

Betrachtung des Todes: Wie sicher lebt der Mensch, der Staub ꝛc. 489
Mel. Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht ꝛc.

Am neuen Jahre 493
Mel. Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.

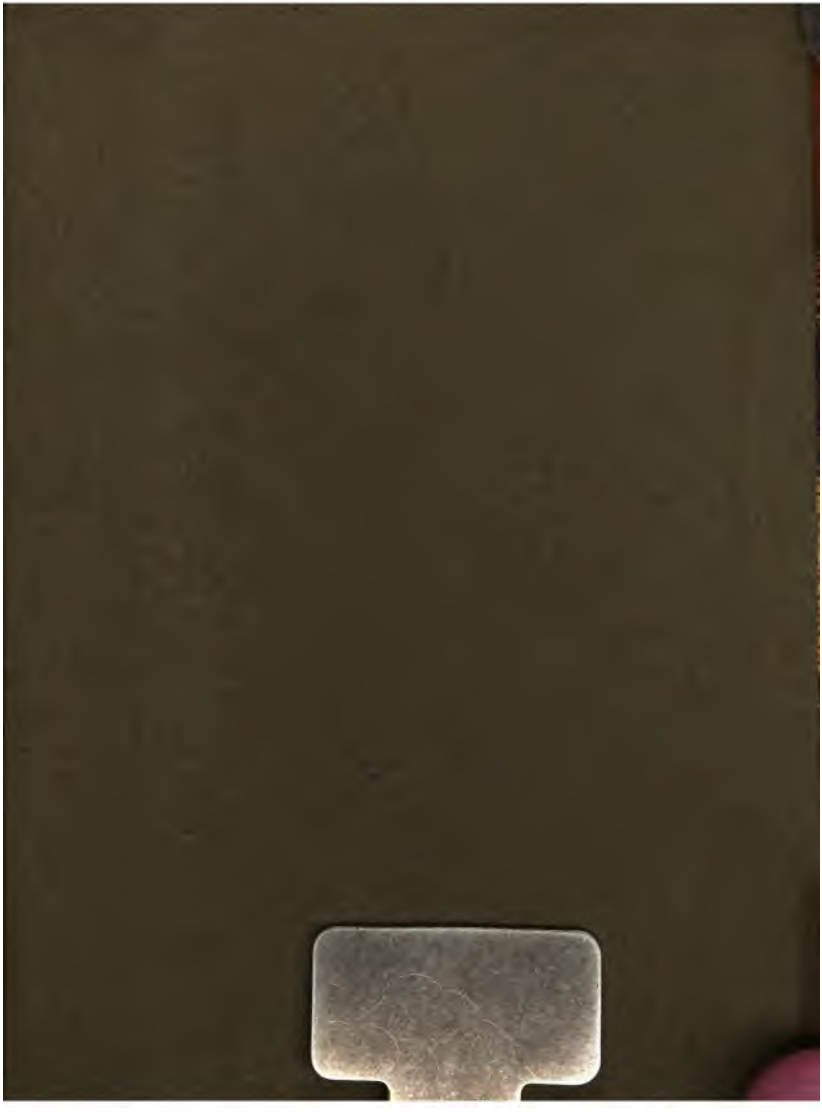
Seite

Der Schutz der Kirche 494
Mel. Ein feste Burg ist unser Gott ꝛc.

Trost des ewigen Lebens 496
Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

592000

p.

473 In Sickness
434 The Word of God
489 Need of Debtors
482 – Intercessory Prayer
478 Trust in God's Providence